



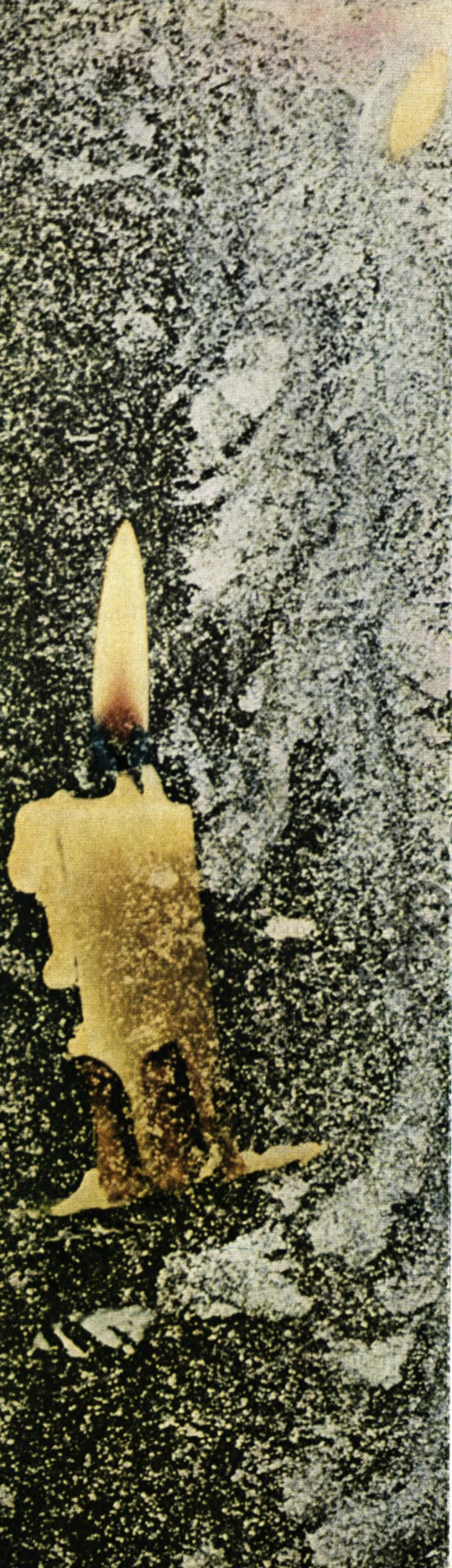
22/23 *thysenkrupp*

Echo der Arbeit

Verlagspostamt Oberhausen (Rheinl)

Nur für Betriebsangehörige

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESellschaft



Wie man auch dem Christentum gegenübersteht, der Aussagekraft des die Geburt Christi darstellenden Bildwerks vermag sich so leicht niemand zu entziehen. Es ist ein byzantinisches Mosaik aus der aus dem 12. Jahrhundert stammenden Capella Palatina in Palermo und wird geprägt durch verschiedene Formelemente. Wie sich überhaupt im Mittelalter auf sizilianischem Boden nordisch-christliche, byzantinische und maurische Kulturen trafen und vereinigten. Die Szenen dieses Mosaiks sind durch lockeren und klaren Aufbau miteinander verbunden. In der Mitte Maria mit Christus, wie in eine weiße Muschel gebettet, darunter Frauen, die das Kind baden. Zu Füßen der Gottesmutter sitzt Josef. Die Heiligen Drei Könige, die jubelnden Engel, die gläubigen Hirten umrahmen die Heilige Familie. Wie Musik klingen die Farben zu einem reichen Akkord zusammen: Grün und Ocker, Perlmutt und Blau, unterbrochen von Weiß und gesteigert durch Gold, das überirdisch das Ereignis der Heiligen Nacht umstrahlt. ▶

DIE ANTWORT VON WEIHNACHTEN

Zwölf Jahre sind jetzt vergangen, seitdem zahllose Menschen im Herzen unseres Kontinents, den wir so gerne das christliche Abendland nennen, die tröstloseste Weihnacht ihres Lebens feierten. Eine Weihnacht, die noch im dunklen Schatten des schlimmsten und blutigsten aller Kriege stand, die im tiefsten Tal der Armut, vielfach zwischen Ruinen und im Bereich der gespenstischen Trümmerwüsten der Städte und Dörfer gefeiert wurde, über die Völkermord und Kriegsfurie hinweggegangen waren. Wieviel Tränen mögen an diesem Tage vielleicht beim flackernden Schein einer letzten Kerze geweint worden sein? Und wieviele Menschen standen in Gedanken an frischen Gräbern oder erwarteten noch ihre Austreibung?

Zwölf Jahre danach: und fast darf man sagen, ein reiches Weihnachten, ein Fest der Fülle für viele ist angebrochen. Aus dem Tal der schmerzlichen Trübsal ist etwas wie ein steiler, ja mandmal schwindelnder Aufstieg geworden. Mit Neonreklame und Glühlampen-Baldachinen drängt sich uns das Christfest auf. Diesmal lärmender noch als in den Vorjahren.

Das Licht von Bethlehem hat sich gegen Millionen Watt durchzusetzen. Doch das gleißende Lichtermeer, in das sich unsere Städte verwandelt haben, vermag nicht darüber hinwegzutäuschen, wie dunkel es im Innern jedes einzelnen von uns ist. Und die Geschenke, mit denen wir prahlen, sind letztlich dazu angetan, die Lieblosigkeit von 365 Tagen zu überdecken; sie sind einmal mehr ein Beweis dafür, wie hilflos und einsam wir allesamt sind. Der vorweihnachtliche Trubel, die wirtschaftliche Bedeutung dieses Festes – wir können und wollen das alles nicht abschaffen. Wir sollten aber alles tun, um zu verhüten, daß darin untergeht, was uns das Fest eigentlich bringen will: Tage der Besinnung und der Herzlichkeit.

Aber Weihnachten ist mehr als ein Stimmungsfest; Weihnachten ist ein Schritt auf den Mitmenschen zu. Das Päckchen in die Ostzone, die Umschau nach dem Einsamen und Unversorgten in unserer Umgebung – erst wenn dies alles getan, nachgeholt ist, wird Weihnachten vollständig, haben wir seine Antwort gehört.

Die ängstliche Frage aber auch dieses Weihnachtsfestes ist die nach dem vor uns liegenden Schicksal, wie wir das alles, was unbeantwortet und viel befragt im Schoße der Zukunft liegt, wohl bestehen werden, worauf es hinaus will mit uns. Nehmen wir als Beispiel die großen Erfolge von Technik und Wissenschaft, die sich uns in jüngster Zeit offenbarten. Es ist nach den bitteren Erfahrungen, die die Menschheit in diesem Jahrhundert machen mußte, verständlich, daß das Auftauchen künstlicher Satelliten nicht allein stolze Hoffnungen auf neue Erkenntnisse hervorruft, sondern mehr noch – Furcht.

Fürchtet euch nicht! – Und doch ist dies so unendlich schwer. Schließlich aber hängt auch heute noch der Weg der Menschen davon ab, ob sie die Kunde von Bethlehem zu hören und zu deuten verstehen. Wir Erwachsenen hätten Grund, die Freude und das Erstaunen der Kinder zu teilen. Die kleinste Ergriffenheit, mit der wir der Weihnachtsbotschaft lauschen, ist ein größerer Schatz als alles, was vielleicht kalten Herzens vor unseren Augen zu Bergen von Geschenken gehäuft wird. Kommt es doch mehr denn je darauf an, daß der Mensch sich noch freuen kann, daß ihm Weihnachten von innen her aufgeht. Nicht zuletzt darin finden wir die Antwort auf unsere bange Frage. Die Freude ist ein Symptom, das alle unsere Furcht gegenstandslos zu machen vermag.



DAS JAHR 1957 GEHT ZU ENDE. ES WAR EIN JAHR, DAS UNS ALLEN VIEL ARBEIT, ABER AUCH SCHÖNE ERFOLGE GEBRACHT HAT. DER WIEDERAUFBAU UND DIE ERWEITERUNG UNSERER BETRIEBE SIND FORTGESCHRITTEN. NEUE ANLAGEN KONNTEN WIR ANLAUFEN LASSEN. ALLE HABEN WIR DANACH GETRACHTET, DIE VERSTÄNDNISVOLLE ZUSAMMENARBEIT INNERHALB DES WERKES ZU PFLEGEN. ES IST UNS DAHER EIN BESONDERES ANLIEGEN, ALLEN WERKSANGEHÖRIGEN FÜR IHRE PFLICHTTREUE ARBEIT ZU DANKEN UND IHNEN, AN WELCHEM ARBEITSPLATZ SIE AUCH IMMER STEHEN MÜGEN, DIE VERDIENTE ANERKENNUNG AUSZUSPRECHEN. ALLEN MITARBEITERN UND IHREN FAMILIEN SOWIE DEN PENSIONÄREN UND UNSEREN GESCHÄFTSFREUNDEN IM IN- UND AUSLAND WÜNSCHEN WIR ERHOLSAME UND FRIEDVOLLE WEIHNACHTSFEIERTAGE UND VERBINDEN DIESE WÜNSCHE MIT EINEM HERZLICHEN „GLÜCKAUF“ FÜR DAS JAHR 1958.

DIE BETRIEBSVERTRETUNG:

Karlheinz K. K. K.

DER VORSTAND:

Josef Minny K. K.



Graphik von Käthe Kollwitz

Die Ära der Freizeit ist angebrochen

„Freizeit“ als Wille und Vorstellung, als ökonomischer Begriff und soziale Realität ist ein Produkt der modernen Arbeitswelt. Freizeit aber ist mehr als eine Angelegenheit der Bastelei, der Freizeitgestaltung und eines posthumen KdF-Betriebes. Die Ära der Freizeit ist vielleicht die bedeutendste Sozialrevolution seit 1789. Hat jene sich gegen die Privilegien einiger weniger gewandt, so hat die neue Sozialrevolution uns allen den Genuß dieser Privilegien gebracht: Wir brauchen nur mehr so viel zu arbeiten, daß uns Zeit bleibt für ein Leben der menschlichen Daseinsentfaltung. Die Freizeit, wie sie heute zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ausgehandelt wird, aber ist nicht schlechthin gleichzusetzen mit Muße, sie ist gewissermaßen ein Derivat der Arbeit. Doch liegt der Sinn unseres Daseins nicht bloß in den Stunden unserer Arbeits-

zeit, er liegt im ganzen Leben und kann gerade in dem freien Raum einer uns persönlich verfügbaren Zeit um so mehr erfüllt werden, als eine je reichere Auffassung wir von unserer Existenz gewinnen. Hinsichtlich einer solchen Denkart ist der der Feder von Karl Pawek entstammende nachfolgende Artikel recht beachtenswert. Der Autor geht, indem er den Sinn der Freizeit definiert, davon aus, daß Freizeit kein abstrakter Begriff ist, sondern den Menschen vor die Aufgabe stellt, einen persönlichen Lebensstil zu finden, das eigene Ich zu entdecken und zu entfalten. Freizeit ist somit eine Sache der persönlichen Aufgeschlossenheit und menschlichen Reife und Intelligenz, sie setzt das Wissen um uns selbst voraus und kann uns helfen, in der Gesellschaft des industriellen Zeitalters als Mensch zu leben. Sie ist daher ein unendlich weites Programm.

Mein Vater war einer der Sklaven. Als ich geboren wurde, war sein kleines Geschäft zugrunde gegangen, und er mußte als Geselle und später als Hilfsarbeiter unser Brot verdienen. Ich kenne ihn nur, wie er am frühen Morgen zur Arbeit ging und spät abends müde heim kam. Am Sonntag arbeitete er am Vormittag. Am Nachmittag schlief er. Dann saß er ein paar Stunden ausgeruht bei uns, und dann ging die Mühle wieder weiter. Er hatte nie Urlaub. Er war ein guter Mensch, aber in kultureller Hinsicht stand er auf der Stufe der Feuerlandsinsulaner. Ich wüßte nicht, wann er je ein Buch hätte lesen können oder ins Theater gehen. Unter der physischen Last seiner Fron fand er kaum die Pausen, um seine Müdigkeit loszuwerden. Wie hätte er die Kraft, den freien Atem haben können, um an all das zu denken, was heute zu unserer Massenkultur gehört.

Wir haben vergessen, daß unsere Väter unter einer physischen Anspannung arbeiteten, die ihnen

nur den primitivsten Kreislauf des Vegetierens erlaubte. Vielleicht hält man es auch für eine politische Stellungnahme, wenn man vom Sklavendasein dieser Menschen um 1900 spricht. Das ist überflüssig. Sie sind nicht durch die Politik befreit worden. Wir schreiben keiner Partei einen Guteinstimmungspunkt, wenn wir den ungeheuren Abstand unserer Lebensverhältnisse von jenen des Industrieproletariats von gestern betonen.

Bei allem Philosophieren über das neue Problem Freizeit: sie hat Sklaven die Möglichkeit gegeben, Mensch zu sein; sie hat den Panzer ihrer tierischen Daseinsbegrenzung gesprengt; sie hat menschlichen Individuen, die von der Gesellschaft so gehalten wurden, daß sie nur ihre primitivsten physischen Funktionen ausüben konnten, den Spielraum zum normalen menschlichen Dasein, den früher nur bestimmte Schichten hatten, eröffnet.

Vor 50 Jahren noch waren die Menschen Gefangene ihres Arbeitspensums. Der Lehrbub, der um 4 Uhr

früh aus dem Bett und zur Arbeit mußte, war um 9 Uhr abends so müde, daß er nicht mehr auf die Ideen unserer „Halbstarken“ kam. Die Methode wäre vielleicht manchem heute noch sympathisch. Trotzdem, sie hat ausgespielt. Wir müssen uns auf den Standpunkt klassenloser menschlicher Bedingungen des Daseins stellen. Nicht weil Karl Marx sie ausgespekulierte. Seine Theorie war falsch, aber die klassenlosen menschlichen Bedingungen werden immer mehr zu einer Selbstverständlichkeit. Es gehört nicht mehr zu unserem Weltbild, daß es Wohnpaläste mit Hinterhäusern geben muß. Der heutige Wohnungsbau nimmt kaum noch Rücksicht auf Entwicklungsstufen in der Gesellschaft. Die Tendenz des Fortschritts ist heute klassenmäßig nicht mehr begrenzt.

Daß der Mensch, der bisher nur seine elementaren physischen Funktionen ausüben konnte, plötzlich den Spielraum für weitere, ja für alle menschlichen Lebensfunktionen erhält, steht auf dem Konto der

Freizeit. Die Mußeklasse von gestern verbreitet sich über die ganze Gesellschaft. Der Arbeiter, der etwa wöchentlich nur noch 42 Stunden arbeitet, kann über seine Zeit verfügen, wie es früher nur der Herr Hofrat tun konnte. Die Stenotypistin hat die Möglichkeiten einer Komtesse. Daß Millionen Menschen plötzlich einen neuen Spielraum zusätzlicher Lebensfunktionen gewinnen, die noch dazu auf einer anspruchsvolleren Lebensebene liegen, muß zu Anfangsschwierigkeiten führen. Diese Schwierigkeiten müssen um so größer sein, wenn gleichzeitig unsere Arbeitswelt (und auch die Welt derer, die früher nicht arbeiteten) einer enormen Veränderung unterworfen ist. Deswegen aber die neue Freizeit zu denunzieren, ist eine Dummheit. Sie bleibt der größte menschliche Fortschritt des Jahrhunderts. Die Denunziation selbst arbeitet mit zwei Verdächtigungen. Man sagt, die Freizeit treibt die Menschen ins Vakuum; und dann heißt es, sie ist überhaupt nur ein Trick der Verkaufsmanager in der Konsumgesellschaft. Das Vakuum ist da, es verbreitet sich auch über das Leben derer, die früher menschlicher lebten, die niemals „Sklenen“ waren. Auch sie (die Ärzte, Lehrer, Kaufleute...) sind daran, ihre alte Lebenskunst einzubüßen, weil sie heute genauso dem Betrieb verfallen sind und sich nicht anders gebärden als die arrivierte Arbeiterschaft. Aber dieses Vakuum ist keine Folge unserer vermehrten Freizeit. Es ist unsere geistige Situation heute, und in der Freizeit wird es nur noch offenkundiger. Dieses Vakuum bestünde auch, wenn wir 14 Stunden am Tag arbeiten würden.

Dazu kommt, daß die Arbeitswelt der meisten Menschen sich grundsätzlich verändert hat. Die Menschen identifizieren sich nicht mehr mit ihrem Beruf. Früher war man 24 Stunden des Tages bewußt das, was man arbeitete: Fischer, Bauer, Schlosser, Schreiber, Handelsmann. Der Mann, der heute das Fabriktor verläßt, will außerhalb dieses Tores ein Herr sein wie jeder andere. Er legt keinen Wert darauf, zu dokumentieren, daß er Hilfsarbeiter, Elektriker, Buchhalter, Chauffeur ist. Er fügt sich in den Strom der Gesellschaft ein, tritt als Käufer auf, ist Gast in Lokalen, beteiligt sich an Reisen und ist überall der Herr Soundso und unterscheidet sich im gesellschaftlichen Strom seiner Freizeit in nichts von einem anderen, der ihm vielleicht in seiner Arbeitsfunktion, in seiner Bildung und wirtschaftlichen Stellung überlegen ist. Nicht anders verhält sich die kleine Verkäuferin, die Stenotypistin, die Arbeiterin. Sobald sie ihren Arbeitsplatz verlassen hat, ist sie nicht das Sozial-Beschränkte, das sie auf ihrem Arbeitsplatz darstellt, sondern die Dame, die gnädige Frau.

Gerade weil der Mensch heute sein spezifisches Arbeitsdasein auslöscht, sobald seine Arbeitszeit vorüber ist, braucht er die Freizeit zur Verwirklichung dieser anderen Existenz. Während beim alten Handwerker, Bauern usw. eine solche Identifizierung von Mensch und Beruf gegeben war, daß Leben und Arbeit überhaupt nicht auseinanderfielen, bricht das Leben der meisten Menschen heute in zwei Teile auseinander. All das aber kann die neue Freizeit weder anklagen noch verdächtigen.

Die innere Einstellung des Menschen zur Arbeit und das Klima seines Betriebes bestimmen also weitgehend auch sein Freizeitverhalten. Der Lehrling eines Industriebetriebes beantwortete kürzlich die Frage nach seinen beruflichen Wünschen mit folgenden Worten: „Was ich tue, ist doch völlig gleichgültig; ich will möglichst viel Geld verdienen und nach der Arbeit wieder Mensch sein.“ Solche Anschauungen, die man selbstverständlich auch oft von Erwachsenen hören kann, stellen uns vor ganz neue soziale Probleme.

Es ist aber ein großer Irrtum — und dieser dürfte vielleicht erst in Zeiten ohne „Wirtschaftswunder“ allgemein erkannt werden —, den Sinn des Lebens allein in der Freizeit zu sehen. Selbst bei einer erfreulichen Entwicklung der Automatisierung wird der Mensch vorerst noch die wertvollsten Tagesstunden am Arbeitsplatz verbringen. Wer die Arbeit nur als „Job“ betrachtet und permanenten Widerwillen gegen sein Schaffen hat, wer seinen Betrieb als „Tretmühle“ oder „Saftladen“ empfindet, kann niemals dadurch wieder ein ausgeglichener Mensch werden, daß er sich Lebensfreude in der Freizeit verschafft.

Inzwischen hat man aus der Freizeit eine soziale Frage gemacht. Hört man die Mahnrufe der Pessi-

misten, so blickt man in die Tiefen einer neuen sozialen Not: Der Mensch leidet an seiner Freizeit. Dabei ist es nicht die glückliche Langeweile, die ihn plagt, sondern das Zuviel an der Problematik dessen, was der Mensch in seiner Freizeit heute tut. Und doch ist ein Unterschied zwischen der Plage und dem Lebenstrott meines Vaters, dem man, solange er atmete, in jeder wachen Stunde ein Übermaß physischer Mühe auferlegte — und dem „Gehetztsein“ des modernen Betriebsmenschen, der außer seiner Arbeitszeit noch ins Kino gehen, Radio hören, sich um sein Auto oder Motorrad kümmern, an die Anschaffung eines Fernsehapparates denken, beim nächsten Fußball-Länderkampf dabei sein, eine Ferienreise machen, ein paar Illustrierten abonnieren, ein persönliches Hobby haben muß. Wir machen viel Aufhebens vom Gehetztsein dieses armen modernen Menschen. Wir berufen Tagungen ein, um zu beraten, wie man ihm helfen kann, wobei wir die Vorschläge derer prämiieren, die darauf kommen, daß der Mensch auch noch Kunstblumen fabrizieren, Goldfische züchten, Flöte spielen oder längere Zeit auf einem Bein stehen kann, die also genug Phantasie besitzen, um die bereits umfangreiche Liste der approbierten Freizeitfüller zu vermehren.

Aus Angst vor der Freizeit sind wir ununterbrochen darauf aus, Beschäftigung für den Menschen in der Freizeit zu finden. Damit verfehlen wir natürlich das Ziel. So wird der Mensch nicht reif für sich selbst. Helfen kann uns nur ein neuer Bildungsbegriff. Der alte (Wissen ist Macht) ist nicht imstande, die Menschen zum Gebrauch ihrer zusätzlich gewonnenen Funktionen zu erziehen. „Mensch sein“ ist ein größeres Programm als „etwas wissen“. Hier muß unsere neue Bildung einsetzen.

Inzwischen braucht uns deswegen nicht das Entsetzen zu packen, weil die Menschen mit ihrer neu gewonnenen Freizeit noch Unfug treiben. Die Befreiung der „Sklenen“ ist kaum 50 Jahre alt. Wie sollten sie die neue Freiheit schon bewältigen können. Mit der Zeit werden sie es lernen, wirklich Muße zu haben.

Viel entscheidender ist, daß unsere gesamte moderne Kultur eine Freizeitkultur ist. Ohne die vermehrte Freizeit der gesamten Gesellschaft wäre die Moderne in allen ihren Lebensäußerungen, in ihrer ganzen Struktur, in ihrem innersten Wesen nicht denkbar. Die Moderne ist weder ein Repräsentationsstil, noch so etwas wie der Komfort der Wohlhabenden. Sie ist eine Reformbewegung, die auf die Lebensumstände, den Lebensraum, die Gegenstände und das Verhalten des Menschen schlechthin zielt. Die moderne gute Form wird nicht bloß für den Herrn Baron, für die wohlhabenden Leute oder die gebildeten Schichten entworfen. Sie erhebt gesellschaftlich gesehen einen universellen Anspruch und will in jeder Wohnung vorhanden sein, weil jeder Mensch — gleichgültig ob er Generaldirektor oder Arbeiter ist — ein Recht auf Vernunft und Geschmack hat. Wie aber sollte der Mensch an diese Dinge denken können, wenn ihn die physische Fron nicht dafür freigibt. Erst die Verbreitung der Mußeklasse über die ganze Gesellschaft hat den modernen Lebensstil als einen (grundsätzlich klassenlosen) menschlichen Stil ermöglicht.

Die Integration von Freizeit und moderner Existenz umfaßt alle Lebensbereiche. Daher ist es falsch, sie als modernes Lebenselement nur dort aufzusuchen und kritisch unter die Lupe zu nehmen, wo einer nicht arbeitet. Sie ist ebenso eine Voraussetzung unserer modernen Produktion wie unserer politischen Lebensform. Sie ist eine Präambel der gesamten Existenz des modernen Menschen. Wir können nur so leben, wohnen, denken, reden, genießen, uns kleiden und bilden, ein solches Maß von gesellschaftlichem Selbstbewußtsein haben usw., weil wir Freizeit besitzen. Wir sind in unserer ganzen Struktur eine Freizeit-Gesellschaft. Die neue gewonnene Freizeit hat eine neue spezifische Kulturstufe in der Geschichte geschaffen. Grundsätzlich ist damit eine Entwicklung angebrochen, die noch alle Möglichkeiten vor sich hat. Es ist geradezu drastisch, daß der Mensch Angst davor hat, er könnte noch mehr Freizeit gewinnen. Warum soll er sich davor fürchten, noch mehr Mensch zu sein?



1923

Wilhelm Marx

Die Weihnachtskerzen brennen. Das Fest des Friedens ist da. Wie froh und festlich war es einst in allen deutschen Gauen, wenn wir dieses deutscheste aller Feste feierten, wenn es Geschenke gab für jeden in der Familie, für Angestellte und Arbeiter, Gaben, die Freude waren für die Geber und für die Nehmenden. Heute sind es nur wenige, die geben und die empfangen können. Nicht einmal ein Weihnachtsbaum, der früher in jedem, selbst dem ärmsten Hause brannte, wird am heutigen Festtag in allen deutschen Häusern brennen können.

In vielen Angestellten-, Arbeiter- und Beamtenfamilien wird keine reine Weihnachtsfreude herrschen, weil Kündigungen und Erwerbslosigkeit sie befallen haben. Anderthalb Millionen Vollerwerbslose gibt es im unbesetzten Deutschland, dazu fast zwei Millionen Kurzarbeiter. Hinzu kommen noch die etwa zwei Millionen Vollerwerbslose im besetzten Gebiet und wohl ebenso viele Kurzarbeiter. Noch nie war die Zahl derer, die kein täglich Brot verdienen konnten, größer.

Sehr wesentlich wird eine Gesundung der deutschen Verhältnisse von außen her bedingt werden. Das deutsche Volk und die Reichsregierung wollen den Reparationsverpflichtungen weitmöglichst nachkommen. Wenn man uns freilich in unseren wirtschaftlich produktivsten Gebieten an Rhein und Ruhr nicht frei arbeiten läßt, und wenn man gewaltsam produktive Wirtschaftsentfaltung in jenen Gebieten verhindert, dann wird es nicht möglich sein, Reparationsleistungen zu vollbringen, wie sie sonst möglich wären. Wo durch Bajonette wirtschaftliche Resultate erzielt werden sollen, wird diese Arbeit nie erfolgreich und verdienstbringend gestaltet werden können.

1931

Heinrich Brüning



Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind. Kaum jemals hat die Menschheit dringender als jetzt auf die Erfüllung dieser frohen Botschaft gehofft. Die Sturmflut der Krise hat die Völker der ganzen Welt erfaßt. Die Verwirrung, in die Krieg und Nachkriegszeit sie gestürzt haben, hatten im zu Ende gehenden Jahr die wirtschaftliche, finanzielle und soziale Not überall sehr bedrohlich anwachsen lassen.

Allzu hoch ist schließlich der Preis geworden, den die Völker für den Irrglauben zahlen müssen, daß jeder für sich allein die Krise lösen könne. Aber immer stärker setzt sich jetzt die Erkenntnis durch, daß kein Land durch den Niedergang des anderen gewinnen kann und daß eine Rettung aus dem Zusammenbruch aller in der

Weihnachtsbotschaften aus vier Jahrzehnten

Aufrichtung einer Interessengemeinschaft zu erblicken ist. An Stelle isolierter Betrachtung muß der Blick gerichtet werden auf das gemeinsame Weltproblem. Dazu gehört der Wille zu internationaler Zusammenarbeit, die Bereitschaft zu weitschauender Friedens- und Verständigungspolitik.

1932

Paul v. Hindenburg



Die Not der Arbeitslosigkeit lastet schwer gerade auch auf der deutschen Jugend. Weder Arbeitsbeschaffung noch Arbeitsdienst können verhindern, daß mit dem Einbruch des Winters Hunderttausende von jungen Deutschen mit dem Schicksal der Erwerbslosigkeit und der Untätigkeit zu ringen haben. Darum rufen Reichspräsident und Reichsregierung das deutsche Volk am Weihnachtstag zum Notwerk der deutschen Jugend auf.

Das Notwerk soll der arbeitslosen Jugend Gelegenheit zu ernsthafter beruflicher Bildungsarbeit bieten und ihr sonstige sinnvolle geistige und körperliche Betätigung ermöglichen. Es soll ihr in Verbindung damit täglich eine gemeinsame warme Mahlzeit sichern...

1939

Rudolf Heß



Meine lieben deutschen Volksgenossen im Ausland und in der Heimat! So oft ich bisher zu allen Deutschen in der Heimat und im Ausland sprach war Friede: Weihnachtsfriede! ... Auch heute ist Weihnachten. Auch heute wieder spreche ich zu euch, meine Volksgenossen! Aber wie sieht die Welt heute aus!...

Zu unseren Kämpfern an allen Fronten geht unser Gedenken. Zu ihnen, die für Deutschlands Freiheit die Waffen tragen. Und bei ihnen sein mit unserer Liebe und unserem Dank, heißt im Gedenken beim Führer sein, der Deutschlands erster Soldat ist. Ihn umgibt unsere ganze Liebe. Und je mehr ihn unsere Liebe umgibt, um so größer ist der Haß der andern gegen uns, denn sie wissen, daß unsere Liebe zum Führer die Stärke unseres Volkes

ist. Sie wissen, daß wir unseren Führer so lieben, weil er unserem Volke die Kraft gab, die uns die Freiheit brachte.

Das deutsche Volk fühlt: Gott hat den Mann uns gesandt! Gott hat ihn uns gesandt, auf daß namenloses Unrecht, das einst uns angetan, gesühnt werde. Und das ist unser Gebet: Herrgott — du hast unserem Volke deinen Segen gegeben! Herrgott, wir wollen auch im kommenden Jahr deinen Segen erringen! Im Kampf wollen wir deinen Segen gewinnen! Im Kampf für das Land, das du uns gegeben — für den Mann, den du uns geschenkt!

1944

Joseph Goebbels



Das deutsche Volk begeht seine sechste Kriegswihnacht. Jedes dieser Feste besitzt seinen besonderen, durch die Härte der Zeit geprägten Charakter. Wir brauchen uns einander nichts vorzumachen. Wir sehen den Krieg realistisch und nicht durch die Brille rosaroter Illusionen. Wer könnte auch die manchmal apokalyptischen Bilder von der Front und aus unserer hartgeprüften Heimat jemals vergessen!...

Ich finde nur schwer die richtigen Worte, um der deutschen Männer, Frauen und Kinder zu gedenken, die in den Grenz- und Luftkriegsgebieten des Reiches nun schon monatelang, ja manchmal jahrelang dem Terror und den Drohungen des Feindes in unerschütterlicher Haltung trotzen.

Als ich kürzlich nach einem schweren Bombenangriff durch eine westdeutsche Industriestadt fuhr, sah ich eine Greisin mit flatterndem Haar an der Löschspritze stehen. Hart und fest wie eine Gestalt aus der Sage. Ihr verrunzeltes Gesicht war von rotem Feuerschein umloht. Ruhig und sicher gab sie ihre Befehle. Sie weinte nicht. Sie klagte nicht. Sie tat nur ihre Pflicht. Mir war es, als hätte in dieser Frau unsere verbissene trotende Heimat Gestalt gewonnen.

Von den Müttern des Volkes geht ein Strom von Gläubigkeit und Zuversicht aus. In unseren Müttern und Soldaten grüße ich das ganze deutsche Volk. Es windet sich in diesem Krieg selbst einen Lorbeerkranz um die edle Stirn, der für alle Zeiten unverwundlich sein wird. Es ist das erste Volk der Erde...

Dieses Volk will in dieser feierlichen Stunde wie eine Mauer vor dem Führer stehen. Er ist im Geist bei jedem, der mit Stolz und Würde die harten Prüfungen dieses Krieges trägt. Seine Gedanken kreisen nur um sein Volk, dem sein ganzes Sinnen und Trachten bei Tag und in vielen schlaflosen Nächten gilt.

Wenn unsere Feinde ihn in ihrer lügnischen Agitation als krank schildern, so ist der Wunsch Vater des Gedankens. Der Führer erfreut sich bester Gesundheit und ist wie immer erfüllt von höchster geistiger und seelischer Spannkraft. Was er der Welt zu sagen hat, das wird sie schon zur rechten Zeit von ihm erfahren. Der Sieg unserer Waffen ist in seinem unverrückbaren Entschluß begründet, niemals vor dem Feind niederzusinken!

Nie sah ich den Führer so voll von Plänen und Zukunftsbildern wie in den letzten Wochen vor unserer neuen Westoffensive, da unsere Feinde in ihrer Verblendung wieder einmal den so oft vergeblich unternommenen Versuch wiederholten, einen Keil zwischen ihn und sein Volk zu treiben.

1946

John Hynd



Staatsminister Hynd, der verantwortliche britische Minister für die besetzten Gebiete Deutschlands und Österreichs, richtete am Abend des ersten Weihnachtstages über den Londoner Rundfunk eine Weihnachtsbotschaft an das deutsche Volk. Minister Hynd sagte:

„Vor einem Jahr lastete auf Ihnen und auf mir die Sorge über die Hungersnot und Epidemien, die damals drohten. Wir haben den ersten Nachkriegswinter durch übermenschliche Anstrengungen überstehen können. Auch heute würde es noch wie ein Hohn klingen, wenn man Ihnen ‚fröhliche Weihnachten‘ wünschen wollte. Aber wenn die nächsten Weihnachten da sind, dann wird dieser Gruß dank unserer vereinten Anstrengungen — so hoffen und wünschen wir — keine leere Botschaft mehr sein...“

Wir in Großbritannien und alle Völker, die den Vereinten Nationen angehören, wissen nur zu gut, daß ein solches Ziel nicht erreicht werden kann, solange Mangel und Armut herrschen. Es ist daher eine der ersten Voraussetzungen für unseren Erfolg, die deutsche Lebenshaltung zu heben und die Friedensindustrie in Deutschland wiederherzustellen.

Ich möchte Ihnen so gerne ‚fröhliche Weihnachten‘ wünschen, aber ich kann es nicht, wenn ich an die Not und Freudlosigkeit denke, die heute in Ihren verwüsteten Städten herrschen. Aber ich kann Ihnen aus ganzem Herzen und aufrichtig sagen: Seien Sie guten Mutes! Dieses Weihnachten soll und kann eine neue Zeit des Friedens und des guten Willens unter den Menschen einläuten.“

1949

Theodor Heuss

Als ich im Jahre 1924 in den Reichstag eintrat, wurde ich Mitglied des damaligen Kriegsgeschädigten-Ausschusses und habe mich redlich bemüht, an der Entwicklung des Versorgungsgesetzes mitzuarbeiten. Es war, wenn freilich auch damals manches unvollkommen bleiben mußte, gelungen, über das ganze Reich hin eine einheitliche Rechtsordnung und Verwaltungspraxis aufzubauen.



Die gesetzgeberische Lage nach dem zweiten Weltkrieg war viel schwieriger: die Frage wurde zunächst in den einzelnen Ländern, dann in der Auseinandersetzung mit den nicht einheitlichen Auffassungen der Besatzungsmächte verschieden angefaßt. Es wird eine der Aufgaben der neugegründeten Bundeslegislative sein, in diesen Dingen eine für das ganze Bundesgebiet gleich wirksame Ordnung zu schaffen.

Es geht darum, den vom Leid betroffenen Menschen in Liebe und Verständnis das Gemeinschaftsgefühl zu sichern — sie vor allem aber werden dann die Träger einer Gesinnung sein, die nicht im kriegerischen Kräftemessen, sondern im achtungsvollen Friedenswillen die Geschichte ihres Volkes und die Geschichte der anderen Völker geschrieben wissen wollen. Dessen wollen wir uns in den kommenden Weihnachtstagen recht inne werden.

1956

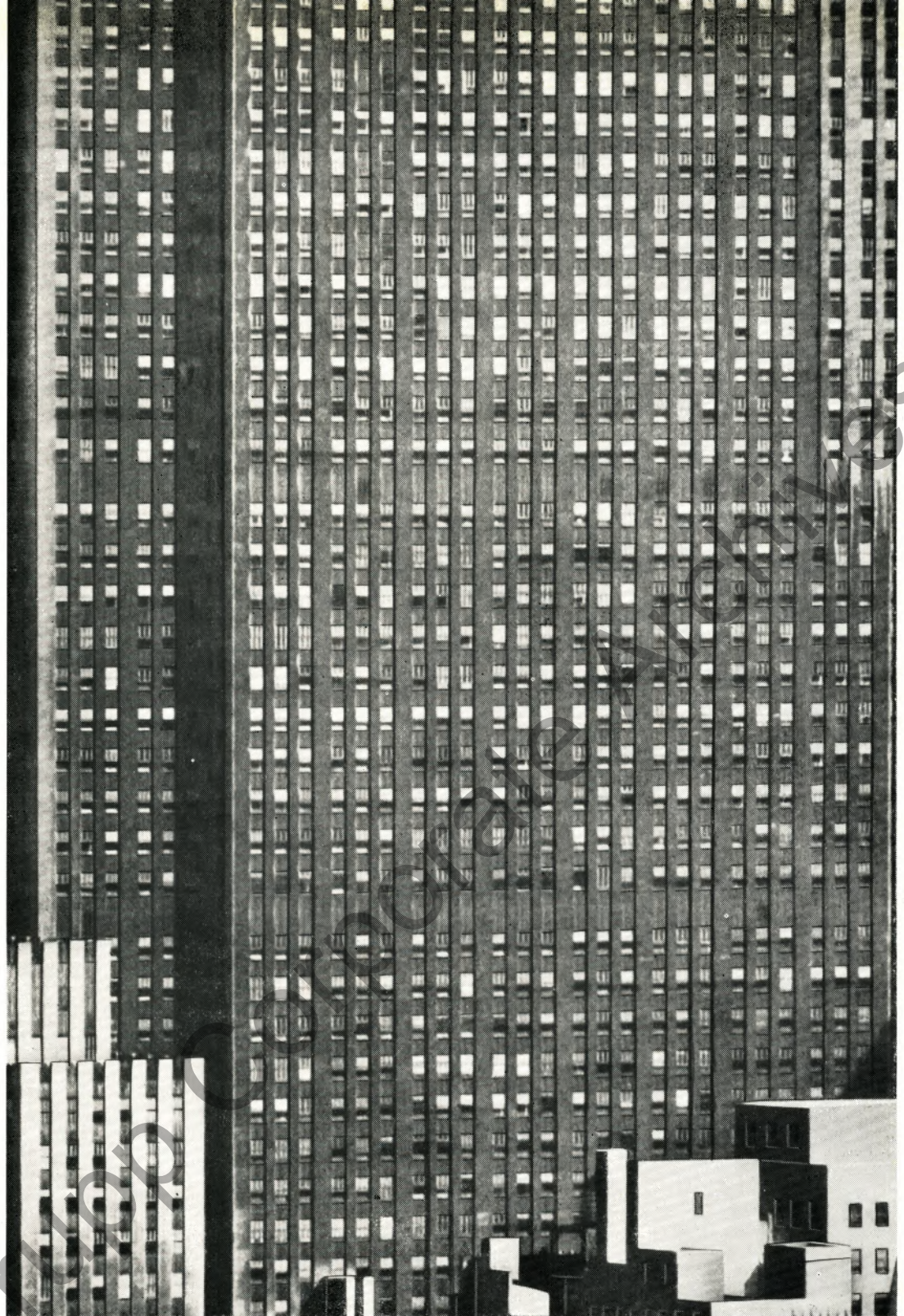
Konrad Adenauer

Weihnachten, die stillen Tage bis zum Anbruch des neuen Jahres. Ob dieses Fest, ob diese Tage vielen von uns die Besinnlichkeit bringen, die uns so bitter not tut? Für uns alle, auch für diejenigen, die ganz in dem Getriebe unseres heutigen Lebens stehen, in seinen Geschäften, seinen Vergnügungen, seinem Jagen und Treiben, sollte diese Zeit um Weihnachten im Inneren eine Stimme wecken, auf die wir hören sollten...



Ich spreche gerade in diesen Tagen so zu Ihnen, meine Freunde, weil diese Tage die einzigen geworden sind, an denen wir vielleicht noch zu uns selbst, zur Besinnung auf uns selbst kommen. Es ist auch eine Zeit jetzt, in der das Herz geöffnet ist. Es sind Tage, an denen wir aufgeschlossener sind für geistige und seelische Regungen als sonst...

Ein Strom von Päckchen und Paketen ist in den letzten Wochen in den unfreien Teil Deutschlands geflossen. Aber die Wunde der Zerrissenheit brennt weiter, und die Zeit bis zur Wiedervereinigung will uns zu lang und zu hart erscheinen. Trotzdem dürfen wir hoffen, daß das Jahr 1957 unseren Deutschen in der sowjetisch besetzten Zone, wenn nicht die Erfüllung unseres gemeinsamen Herzenswunsches selbst, so doch diese Erfüllung in greifbare Nähe bringen wird; denn endlich scheint die so lange von uns erhoffte Bewegung in die erstarrten Fronten gekommen zu sein.



Ministerialrat Dr. H. Bues, Bundesarbeitsministerium:

Amerikanische Wirtschafts-Auffassung

Der folgende Bericht ist auszugsweise einer Broschüre entnommen, mit der ein Mann, der im Bundesarbeitsministerium in Bonn als Sachbearbeiter von Arbeitsmarktfragen an wichtiger Stelle steht, eine Darstellung der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Denkweise in den USA gibt. Dr. Hermann Bues zeichnet uns ein Bild des Landes der unbegrenzten Möglichkeiten, wie es sich ihm als Nationalökonom einprägte. Es ist kein Reisebericht im üblichen Sinne, sondern eine Schilderung, die sachlich abwägt und den richtigen Maßstab anzulegen versucht. Denn schließlich sind die Vereinigten Staaten kein Land im europäischen Sinne, sondern ein Kontinent mit unermesslichen Reserven an Raum und Bodenschätzen; ein Schmelztiegel, der heterogenste Einwanderer in kurzer Zeit zu einer Nation legierte, die sich ihre eigene Zivilisation schuf und ein fast autarkes Wirtschaftssystem entwickelte. Wir spüren bald, wo der Verfasser Dinge andeutet, die auch bei uns getrost mit amerikanischen Augen gesehen werden sollten; aber wir werden auch auf die Bedeutung des großen Wirtschaftsraumes für Absatz, Kostenentwicklung und Wohlstand hingewiesen, und wir erkennen die großen Vorteile eines durch klassenkämpferische Theoreme völlig unbeschwertes Volkes. Allenfalls fand auch die Sozialpolitik in den USA wesentlich andere Voraussetzungen als bei uns vor — historisch, psychologisch, nicht zuletzt aber auch politisch. Universitätsprofessor Dr. Ludwig Heyde, Köln, findet die richtigen Worte, indem er im Vorwort zu Bues' Buch schreibt: „So möge dies Büchlein uns mahnen, das Vorbildliche vom Unnachahmlichen zu sondern und ein Land zu erfassen, das in seiner Andersartigkeit uns zwar nicht schlechthin Lehrmeister sein kann, aber uns als großer Freund in fruchtbarem Austausch doch unendlich viel zu geben hat!“



Jede Industrie braucht ihren bestimmten Anteil an Rohmaterial, Maschinen und Arbeitskräften. Keine Industrie kann für sich allein bestehen.

Jede einzelne ist auf ihre Schlüssel- und Zubringerindustrie angewiesen und von ihrer Produktivität abhängig. Ihre Kostenrechnung und Preisgestaltung wird durch die fallenden oder steigenden Preise der zur Fertigung ihrer Erzeugnisse benötigten Produktionsgüter mehr oder minder stark beeinflusst.

Die Sozialpartner der US-Wirtschaft, Unternehmer wie Gewerkschaften, sind daher der Auffassung, daß eine bessere technische Ausrüstung die Ausweitung der Produktion begünstigt. Zudem ermöglicht sie, bei Vermehrung der Arbeitsplätze billiger zu produzieren und den Lebensstandard zu erhöhen. Deshalb ist man auch bereit, ständige Veränderungen im Ablauf der Produktion als fördernd hinzunehmen. Beide Sozialpartner sind überzeugt, daß Investitionen neue Arbeitsplätze schaffen. Sie führen überdies zu Lohnerhöhungen, gesteigertem Verbrauch und auf weite Sicht zu Arbeitszeitverkürzungen.

Beide Sozialpartner bejahen eine Steigerung der Produktivität, von der auch der Arbeiter seinen Anteil erhält. Hier setzte sich die Auffassung durch, daß hohe Löhne als ein marktbildendes und marktförderndes Mittel angesehen werden müssen. In dieser Erkenntnis geben Betriebe gegebenenfalls auch von sich aus Lohn- und Gehaltsaufbesserungen mit der Überzeugung, daß Unternehmer und Arbeiter nur gemeinsam fortschreiten können.

Bedingung für die Investitionen ist Kapital; man stellt es bereit, um Gewinne zu machen. Hierzu muß man dem Unternehmer oder Geschäftsmann die Möglichkeit bieten. Sein Streben wird durch geringe Steuerlasten und durch eine nichtbelastende Sozialgesetzgebung gefördert. Diese Voraussetzungen bilden den Schlüssel zum amerikanischen Erfolg. Die Wirtschaft muß in einem günstigen Klima arbeiten können. Daneben sind für erfolgreiche Geschäfte eine gründliche Planung und eine laufende Kontrolle aller Leistungen wichtig.

Schließlich muß ein Industriemanager sein Ziel unbeeinträchtigt von vorübergehenden, hemmenden Einflüssen verfolgen können. Zu seiner Unterstützung soll er die besten und begabtesten Kräfte heranziehen und sie für die Aufgaben des Betriebes weiterbilden lassen. Hierfür ist eine Arbeitsbewertung ebenso wichtig wie die Pflege der menschlichen Beziehungen zur Auffindung unverbraucher Talente unter der Arbeiterschaft.

Diese Kraftquelle für eine aufblühende Wirtschaft ist nach Ansicht amerikanischer Fachleute bei weitem noch nicht vollkommen ausgenutzt.

Amerikanische Firmen sind an einem hohen Produktivitätsstand deshalb interessiert, weil er die Fertigungskosten mindert. Er ermöglicht neue Investitionen und schafft neue Arbeitsplätze. Der Preis kann zur Steigerung des Umsatzes gesenkt werden, die Löhne können erhöht und es kann ein besserer, allgemeiner Lebensstandard erzielt werden. Jede Förderung des Lebensstandards führt zu neuen Anschaffungen, die wiederum der Wirtschaft zugute kommen und so den Kreislauf fortsetzen. Eine Steigerung der Produktivität darf jedoch nicht auf Kosten der Qualität

der Ware erfolgen und darf auch nicht zum Steigen des Ausschusses führen.

Ein Unternehmer soll stets prüfen, wie er seinen Besitz noch verbessern kann. Er soll täglich 30 Minuten über die Zukunft seines Unternehmens nachdenken. Der verantwortungsbewußte Betriebsführer behält seine Angst für sich, aber seinen Mut muß er auf seine Mitarbeiter übertragen können.

Im übrigen ist man sich in den USA trotz der wirtschaftlichen Unterschiede in den einzelnen Bundesstaaten in den wirtschaftlichen Grundfragen einig. Unter den Sozialpartnern ist die in Europa vorherrschende Frontstellung: Hier Arbeitgeber — dort Arbeitnehmer weniger stark spürbar.

In den Vereinigten Staaten beträgt der Anteil der Löhne und Gehälter am Nationalprodukt 50 Proz. Hier ist man der Auffassung, daß Lohnbewegungen nicht von Produktivitätsschwankungen abhängig gemacht werden sollen, weil dies zu wirtschaftlichen Störungen führen muß. Das Lohnniveau sollte keine Ange-

In den Vereinigten Staaten ist der hohe Lebensstandard ein Spiegelbild der hohen Produktion. Er verhält sich zu dem in Europa etwa wie 3:1.

Diese erhöhte Kaufkraft ist auf die Steuersenkung im Jahr vorher, die höheren Bruttowochenlöhne und auf einen Preisrückgang für Verbrauchsgüter zurückzuführen. In Amerika bestimmt das Auto weitgehend das wirtschaftliche Leben und den Lebensstandard. Der Kraftwagen fördert das Gefühl der Gleichberechtigung unter den Einwohnern. Das Auto beeinflusst auch den Arbeitsmarkt; es erhöht z. B. die Mobilität der Arbeitskräfte. Für einen Amerikaner ist es nicht ungewöhnlich, daß er 1000 Kilometer wegfährt, um einen neuen Arbeitsplatz zu finden, denn das taten seine unternehmungslustigen Vorfahren auch.

Die Vereinigten Staaten können auf eine schnelle Entwicklung ihrer natürlichen Kräfte zurückblicken, die auf folgende Ursachen zurückzuführen sind:

- Seine Menschen. Der amerikanische Kontinent zog in fast 400 Jahren die aktivsten Kräfte aus

Währung. Unter den einzelnen Staaten gibt es keine wirtschaftlichen Hindernisse, keine Zölle.

- Eine demokratische Gesellschaftsauffassung, die man in dieser Form in Europa nicht kennt. Das Gefühl der gegenseitigen Achtung ist hier besonders entwickelt. Deshalb sind auch die wirtschaftlichen und beruflichen Aussichten für den einzelnen größer. Im allgemeinen kennt man keine Befähigungsnachweise, außer bei wissenschaftlichen und Spezialberufen. Trotzdem ist die technische und wirtschaftliche Gesamtleistung überragend. Dem stehen die europäischen Verhältnisse mit überwiegend starrem Berufsleben und dem weitverbreiteten, teils hemmenden Befähigungsnachweis gegenüber.

- Amerika führte keine Kriege, die den Altersaufbau der Bevölkerung störten und das Nationalvermögen verbrauchten. Statt dessen konnte es unbeschränkte Mittel für die Grundlagenforschung zur Förderung der Wissenschaft und Wirtschaft aufwenden.¹



New York. — Wie eine Zunge ragen die Häuserwaben Mannhattans in die Mündung des Hudson Rivers. Die Insel Manhattan, das Herz der Achtmillionenstadt, gibt mit ihrem pulsierenden Leben ein Beispiel für die ungeheuren Kräfte, die in der neuen Welt stecken. Ob man per Flugzeug oder mit dem Schiff in New York ankommt, der Anblick Mannhattans ist immer wieder äußerst faszinierend.

legenheit von Angebot und Nachfrage sein. Im übrigen muß sich der Lohnanstieg im Rahmen der steigenden Produktivität halten. Er darf ihr gegenüber nicht zurückbleiben, aber sie auch nicht übersteigen. Es sei nicht gut, wenn Löhne sich zu schnell nach oben bewegen, meinte selbst ein führender Gewerkschaftsboss.

Garantierte Jahreslöhne, die den Arbeitern das ganze Jahr hindurch ein festes Einkommen sichern, bilden wohl die wichtigste gewerkschaftliche Forderung.

Die gesetzliche Arbeitszeit beträgt 40 Stunden in der Woche. Überstunden, die allerdings selten sind, werden mit 50prozentigem Lohnaufschlag vergütet.

aller Welt an. Nacheinander folgten Gruppen von Engländern, Franzosen, Deutschen, Schotten, Irländern, Holländern, Schweden und andere. Alle kamen mit eigenen Ideen, Sitten und nationalen Gewohnheiten, welchen die Lebenskraft des neuen Landes wirksamen neuen Auftrieb gab.

- Die Verschmelzung der Völker wirkte positiv auf die Entwicklung der Wirtschaftskräfte des Landes. Ein neues, besonders tatkräftiges Vorbild menschlichen Unternehmungsgestes wuchs heran.
- Die natürlichen reichen Hilfsquellen des Kontinents.
- Seine natürliche und wirtschaftliche Einheit mit einheitlicher

Ein wichtiger Faktor für Hebung der Produktivität und Erhaltung der Vollbeschäftigung bildet seit 1932 die Pflege der menschlichen Beziehungen. Man erkannte, daß die Pflege menschlicher Beziehungen zur Erhöhung der Produktivität entscheidend beiträgt.

Viele leitende Männer der Industrie beschäftigen sich mit dem Problem in der Erkenntnis, daß eine Zusammenarbeit innerhalb der Unternehmen nur durch günstige psychologische und soziale Bedingungen entwickelt und aufrechterhalten werden kann. Es ist die Aufgabe der Pflege der menschlichen Beziehungen im Betrieb, diese Voraussetzungen dadurch zu fördern, daß die Arbeit dem Arbeiter angepaßt wird unter Wah-

rung der menschlichen Würde und Unverletzlichkeit der Persönlichkeit. In den Vereinigten Staaten kommen viele Angehörige von Betriebsleitungen aus dem Arbeiterstand. Dieser Umstand fördert die Pflege konstruktiver Beziehungen zwischen Betriebsleitung und Arbeiterschaft.

Meinungen in amerikanischen Unternehmerkreisen gehen dahin, daß Europa seine Schwierigkeiten behalten würde, wenn seine Sozialpartner nicht bereit seien, bessere Beziehungen untereinander zu pflegen.

Das Gefühl für die Beständigkeit des Arbeitsplatzes und der Wunsch, Geld zu verdienen, fördern bei jedem Menschen die Arbeitsfreude und damit die Leistung. Die Furcht vor technologischer Arbeitslosigkeit ist unter den amerikanischen Arbeitern nicht groß. Indessen kann eine ablehnende Haltung der Arbeiterschaft eines Betriebes gegenüber technischen Neuerungen dazu führen, daß der erwartete wirtschaftliche Erfolg so lange ausbleibt, bis die Arbeiter „mitgehen“. Deshalb klären amerikanische Firmen ihre Betriebsangehörigen vor Beginn solcher Umstellungen gründlich auf, um spätere Spannungen zu vermeiden. Die meisten Firmen geben ihren Arbeitern regelmäßig in Zeitschriften einen Überblick über ihre Geschäftslage und über die wichtigsten Produktionszahlen, um ihre intensive Mitarbeit zu fördern.

Der amerikanische Arbeiter ist nicht klassen-, wohl aber arbeitsplatzbewußt. Sein durchschnittlicher Bildungsstand kommt sicherlich dem des deutschen Kollegen gleich.

Der Arbeiter wünscht die Sicherheit seines Arbeitsplatzes, gerechten Lohn und faire Anerkennung der Arbeit. Er will Gelegenheit haben, vorwärtszukommen, aber er möchte auch stolz auf seine Firma sein. Eine Prämie zum Lohn allein genügt nicht. Man will mit dem Chef reden können.

Der amerikanische Arbeiter hat nichts gegen die Einführung neuer Maschinen, denn er weiß, daß dadurch die Produktivität erhöht wird, die Löhne steigen und ein höherer Lebensstandard möglich ist.

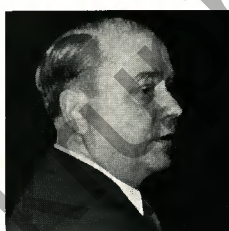
In vielerlei Hinsicht zeigen die Vereinigten Staaten, trotz mancher ungelöster Probleme, in ihrer viel kürzeren Geschichte der „Alten Welt“, daß es mit vereinten Kräften möglich ist, mit einer freien Wirtschaft und in einem demokratischen Staatsgefüge einen hohen Lebensstandard zu erreichen. Wenn man den weiten amerikanischen Kontinent mit seiner demokratischen Gesellschaftsauffassung, der hochentwickelten Industrie, der blühenden Landwirtschaft und die nur teilweise genutzten natürlichen Hilfsquellen erlebt hat, muß man erkennen, wie groß der wirtschaftliche Vorsprung ist. Sicher wird ein politischer und wirtschaftlicher Zusammenschluß Europas und ein Zusammengehen mit Amerika in allen großen Fragen zur Förderung des europäischen Lebensstandards führen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse und der noch nicht voll erschlossene europäische Markt drängen zur Wirtschaftseinheit. Die Einigung Europas entscheidet über unser künftiges Schicksal.



Schichtwechsel in einem Werk der Bethlehem Steel Corporation in Pittsburgh. Der amerikanische Arbeiter ist nicht klassen-, wohl aber arbeitsplatzbewußt. Er wünscht die Sicherheit seines Arbeitsplatzes, gerechten Lohn und faire Anerkennung seiner Arbeit. Er will, wie sein deutscher Kollege, Gelegenheit haben, vorwärtszukommen, aber er möchte stolz auf seine Firma sein. Der amerikanische Arbeiter hat auch nichts gegen die Einführung neuer Maschinen und Produktionsmethoden, denn er weiß, daß dadurch die Produktivität erhöht und ein höherer Lebensstandard möglich wird.

STAHL

Schrittmacher des Wohlstandes



Die folgenden Gedankengänge sind einem Vortrag entnommen, den der Vorsitzende der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie, Bergassessor a. D. Dr.-Ing. E. h. H. G. Sohl, vor einiger Zeit vor der Deutschen Weltwirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin hielt.

Seit Einführung der modernen Stahlherstellungsverfahren, also etwa im Verlauf der letzten 85 Jahre, sind über 6 Milliarden Tonnen Rohstahl in aller Welt erzeugt worden, davon — wenn ich so sagen darf — die „größere“ Hälfte allein in den letzten zwanzig Jahren. Mehr als zwei Drittel dieser größeren Hälfte, nämlich über 2 Milliarden Tonnen Rohstahl, entfallen wiederum auf das letzte Jahrzehnt von 1946 bis zur Gegenwart. Welcher Art ist diese neue Stoßkraft, die seit etwa zwanzig Jahren die Stahlindustrie beherrscht und vorantreibt? Und vor allem — wird sie auch weiterhin am Werk bleiben?

Kriegerische Ereignisse können offensichtlich diese Bedarfssteigerung nicht erklären. Sonst fiel der Höhepunkt des Fortschritts tempos in die Kriegszeit und nicht auf die Jahre danach. Aber auch die umfangreichen Kriegszerstörungen können nicht die ausschlaggebenden Antriebskräfte für die stahlwirtschaftliche Entwicklung sein, denn die stärkste Ausweitung ist in den Vereinigten Staaten vor sich gegangen, einem Lande also, das solche Kriegsschäden nicht kennengelernt hat. Die rasche Ausweitung des Stahlbedarfs beruht vielmehr auf echten ökonomischen Grundlagen. Ich darf daran

erinnern, daß die Weltbevölkerung von 1,6 Milliarden Menschen im Jahre 1900 auf gegenwärtig etwa 2,7 Milliarden angewachsen ist. Gleichzeitig mit diesem fast unvorstellbaren Bevölkerungszuwachs hat sich in zahlreichen Ländern der Wohlstand der breiten Massen beträchtlich erhöht. Hier und in der damit zusammenhängenden außerordentlichen Zunahme des Stahlverbrauchs je Kopf der Bevölkerung liegt der Schlüssel zum Verständnis für das Fortschritts tempo in der Stahlindustrie. Hat sich doch seit der Jahrhundertwende die Stahlerzeugung mehr als verachtfacht, bei einer Zunahme der Weltbevölkerung nur um das 1,7fache. Die außerordentliche Dynamik der stahlwirtschaftlichen Entwicklung, die sich hierin ausdrückt, wird noch eindrucksvoller durch die Feststellung, daß in der gleichen Zeit die Kohleförderung auf das Zweieinhalbfache und der Verbrauch an Primär-Energie auf das Sechsfache gestiegen ist. Die Stahlausweitung ist also auch der Energiegewinnung weit vorausgeeilt. Diese Tatsache erlaubt nur eine Schlußfolgerung:

Die mit der Bevölkerungsentwicklung und dem steigenden Wohlstand fortschreitende Industrialisierung sowie die Beschleunigung des technischen

Fortschritts haben die Bedeutung des Stahls in einem Ausmaß steigern lassen, daß das Fortschritts tempo in der Stahlindustrie schlechthin entscheidend für das gesamtwirtschaftliche Wachstum geworden ist.

Wenn man in den kommenden 25 Jahren nach vorsichtigen Schätzungen mit einer weiteren Zunahme der Weltbevölkerung um 1 Milliarde Menschen, d. h. jährlich etwa um 40 Millionen, gerechnet wird, dann müssen wir schon aus diesem Grund mit einem weiterhin wachsenden Bedarf an Stahl, als einem der nach wie vor wichtigsten industriellen Grundstoffe, rechnen. Mehr noch:

Die mit Sicherheit zu erwartende weitere Steigerung des Stahlverbrauchs je Kopf der Bevölkerung wird den Stahlbedarf auch künftighin um ein Vielfaches der reinen Bevölkerungszunahme wachsen lassen. Im Weltdurchschnitt liegt der jährliche Stahlverbrauch je Kopf nämlich erst bei etwa 100 Kilogramm gegenüber einem Pro-Kopf-Verbrauch in den USA von etwa 600 Kilogramm und in der Bundesrepublik von 427 Kilogramm. Einer meiner Kollegen hat kürzlich die Rechnung aufgemacht, daß für eine Anhebung des Stahlverbrauchs in den sogenannten Entwicklungsländern auf das Niveau

des durchschnittlichen Pro-Kopf-Verbrauchs in den USA, den OEEC-Ländern und des Ostblocks eine jährliche Rohstahlerzeugung von 540 Millionen Tonnen erreicht werden müßte, das ist fast das Doppelte der Weltstahlerzeugung von 1956.

Alle bisherigen stahlwirtschaftlichen Prognosen haben die tatsächliche Entwicklung weit unterschätzt. Trotzdem lassen sich in unserer Industrie vorausschauende Überlegungen nicht völlig umgehen. Neue Kapazitäten können nicht über Nacht erstellt werden. In der eischaffenden Industrie dürfte gegenwärtig kein größeres Vorhaben unter zwei Jahren fertigzustellen sein.

Die Amerikaner halten zum Beispiel nach einer Prognose des bekannten Stahlindustriellen Fairless den Ausbau ihrer Stahlkapazität von zur Zeit etwa 120 Millionen auf rund 170 Millionen Tonnen im Jahr 1970 für erforderlich. In Großbritannien greift man einstweilen noch nicht so weit in die Zukunft und strebt für 1962 eine Rohstahlkapazität von mindestens 29 Millionen Tonnen an bei einer Erzeugung von rund 21 Millionen im letzten Jahr. Für die Montanunion ist bekanntlich eine Produktionsmöglichkeit von mindestens 75 Millionen Tonnen Rohstahl im Jahre 1965 vorausgesagt worden gegenüber einem Erzeugungsniveau von annähernd 57 Millionen Tonnen im Jahre 1956. Im Verlauf der nächsten zwanzig Jahre schließlich soll die Stahlproduktion im Bereich der Montanunion über 100 Millionen Tonnen jährlich erreichen, d. h. sich fast verdoppeln. Die Sowjetunion schließlich, die im letzten Jahre rund 49 Millionen Tonnen erzeugt hat, will 1960 sogar auf 68 Millionen Tonnen kommen.

Aber nicht nur in den traditionellen Stahlländern werden die Kapazitäten ausgeweitet. Auch zahlreiche Entwicklungsländer, in denen früher praktisch kein Stahl erzeugt worden ist, gehen in zunehmendem Maße dazu über, eigene Stahlwerke aufzubauen, um damit ihrer Industrialisierung den Weg zu bereiten. Hier eröffnen sich große Möglichkeiten für eine Intensivierung der weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung; hier liegen gleichzeitig aber auch bedeutende Aufgaben für die traditionellen Stahlländer. Wenn die Industrialisierung der Entwicklungsländer organisch richtig durchgeführt wird und wirklich zur Steigerung des noch außerordentlich niedrigen Lebensstandards der Bevölkerung dieser Länder beiträgt, führt sie zu einer Belebung des internationalen Warenaustausches und liegt damit durchaus auch im Interesse der traditionellen Stahlländer. Dem dringenden und vielfältigen Bedarf an industriellen Anlagen steht aber in den Entwicklungsländern weitgehend ein Mangel an Erfahrungen und technischen Voraussetzungen zur Planung wie auch zum Aufbau und Betrieb solcher Werke gegenüber. Es ist deshalb für das weltwirtschaftliche Fortschrittsstempo von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß die Entwicklungsländer in steigendem Maße unter anderem unsere Techniker und Kaufleute für die Lösung der speziell auf dem Stahlsektor gestellten Aufgaben zu Rate ziehen. Wir sind in dieser Hinsicht nicht engherzig.

Noch einige Worte über die stahlwirtschaftlichen Kräfteverhältnisse, wie sie sich heute in großen Zügen darstellen: Von der Weltstahlerzeugung, die 1956 284 Millionen Tonnen erreichte, entfallen 38 Prozent auf Nordamerika einschließlich Kanada, 20 Prozent wurden im Bereich der Montanunion erzeugt und 24 Prozent im Ostblock. In der Reihenfolge der einzelnen Länder führen die Vereinigten Staaten mit 105 Millionen Tonnen, gefolgt von der Sowjetunion mit 49 Millionen Tonnen, der Bundesrepublik mit 23 Millionen Tonnen. Diese Rangfolge darf nun allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß Deutschland seinen Vorkriegsanteil an der europäischen Erzeugung noch lange nicht wieder erreicht hat.

Auf Grund der zur Zeit bekannten Investitionspläne in den verschiedenen Ländern wird für 1960 eine Weltstahlproduktion von insgesamt 390 Millionen Tonnen für möglich gehalten. Das würde einer Steigerung von knapp 40 Prozent in dem kurzen Zeitraum von nur drei bis vier Jahren entsprechen. Wie man auch im einzelnen zu diesen Prognosen stehen mag, sicher ist jedoch, daß wir uns weiterhin auf einen im Trend stetig ansteigenden Stahlbedarf einstellen müssen. Man denke nur an die Anforderungen, die mit der Industrialisierung der Entwicklungsländer an die Stahlindustrie gestellt werden, sowie an die sich deutlich abzeichnende

Tendenz zur Entlastung der menschlichen Arbeitskraft durch immer mehr Maschinen. Ich erinnere außerdem an die verkehrswirtschaftlichen Zukunftsaufgaben und nicht zuletzt an die Perspektiven, die sich aus den energiewirtschaftlichen Entwicklungen ergeben. Bei dem heutigen Verbrauchstempo rechnet man z. B. alle 25 bis 30 Jahre mit einer Verdoppelung des gesamten Energieverbrauchs, bei der elektrischen Energie sogar alle 10 Jahre.

Alles in allem bleibt die Folgerung, daß die mit Sicherheit zu erwartende Steigerung des Lebensstandards in aller Welt nicht denkbar ist, ohne daß die Stahlindustrie auch weiterhin ihrer Aufgabe gerecht wird, Schrittmacher des weltwirtschaftlichen Wachstums zu sein.

Ich bin zwar kein Rüstungsfachmann. Aber mir scheint doch, daß diese Überlegungen klar erweisen, daß es nicht politische Spannungen oder gar Kriegsvorbereitungen sind, die den Umfang des stahlwirtschaftlichen Wachstums entscheidend bestimmen. Im Gegenteil, erst mit einer Stärkung der wirtschaftlichen Verflechtung in einer friedlichen Welt werden sich alle Möglichkeiten zu einer Ausweitung des Stahlverbrauchs voll ausschöpfen lassen.

Die Investitionsaufgaben, vor die uns die ständige Ausweitung des Stahlbedarfs stellt, werfen gerade in einer so kapitalintensiven Industrie wie der unseren eine ganze Reihe von Problemen auf. Dabei denke ich nicht nur an die Investitionen für die eigentliche Eisen- und Stahlerzeugung, die sich heute bei einem neuen Werk auf 1200 bis 1500 DM je Jahrestonnen Rohstahl belaufen, d. h. also immerhin 1,2 bis 1,5 Milliarden DM für eine Hütte mit einer Million Tonnen Jahreserzeugung. Gerade im letzten Jahrzehnt hat sich für die Stahlindustrie in aller Welt mehr und mehr die Notwendigkeit ergeben, auch die Förderung und den Transport der benötigten Rohstoffe selbst in die Hand zu nehmen. Hier ergeben sich zusätzlich neue Aufgaben größten Ausmaßes, die künftig gerade für die weltwirtschaftliche Verflechtung der Stahlindustrien von entscheidender Bedeutung sein werden.

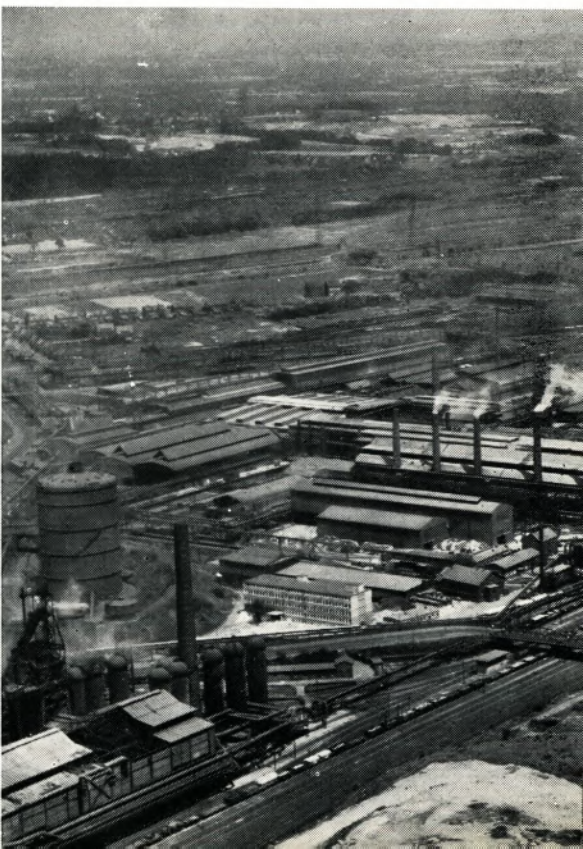
Die wichtigsten Rohstoffe unserer Industrie sind Eisenerze als Primär-Rohstoff und Schrott als Umlauf- und Altmaterial. Von gleicher wirtschaftlicher Bedeutung sind Kohle und Koks als Brennstoffe. Wenn man bedenkt, daß je Tonne Rohstahl etwa $3\frac{1}{2}$ Tonnen Rohstoffe benötigt werden, so erkennt man daraus die Bedeutung, die die Rohstoffversorgung für die Stahlindustrie hat und bei steigender Erzeugung in zunehmenden Maße haben wird. Da der Schrott, soweit er nicht als Umlaufmaterial in unseren eigenen Betrieben und der anschließenden Verarbeitung anfällt, erst nach langen Jahren als Altmaterial wieder der Stahlerzeugung zufließt, hat sich bei der rasch steigenden Produktion eine zunehmende Schrottverknappung ergeben mit der Notwendigkeit, die Steigerung der Stahlerzeugung vorwiegend auf Roheisenbasis durchzuführen. Das bedingt wiederum einen entsprechenden Mehrbedarf an Erzen und Kohle. Und hier zeichnet sich in der ganzen Welt ein Strukturwandel ab, der zu einer stärkeren weltwirtschaftlichen Verflechtung führt. Während die nationalen Eisenindustrien bisher überwiegend auf heimischen Erzen oder heimischen Brennstoffen, wenn nicht auf beiden basierten, hält die Förderung dieser traditionellen Lagerstätten vielfach mit dem steigenden Bedarf nicht mehr Schritt.

Andererseits wird die Tatsache, daß die Stahlindustrien der Welt über gemeinsame Rohstoffquellen einander immer näherrücken, auch einen verschärften Wettbewerb zur Folge haben. Dieser verschärfte Wettbewerb wird aber gerade die europäische Eisenindustrie, deren Produktivität zur Zeit nur etwa halb so groß ist wie die der amerikanischen, vor bislang nicht gekannte Aufgaben stellen.

Wenn wir uns aber auf einen verschärften Wettbewerb einstellen wollen, so bedeutet das: investieren, investieren und nochmals investieren. Wir haben heute in Deutschland und Europa neben manchen neuzeitlichen und leistungsfähigen Anlagen noch viele veraltete Betriebe, deren Modernisierung eine vordringliche Aufgabe ist. Daher gilt es, alle Kräfte zusammenzufassen, um dieser Fülle von Anforderungen gerecht zu werden.



AUS DER





Fast winzig erscheinen die gewaltigen Werksanlagen und Geländeausmaße aus der Vogelperspektive: in der flachen Erdaufschüttung im Bild links unten werden wahrscheinlich nur die wenigsten den Schlackenberge vermuten. Quer durch das Bild führt die Köln-Mindener Bahnlinie, über sie hinweg geht die Mülheimer Straße. Links neben der Bahn erscheinen Maschinenhaus und Hochofenanlage von EO II wie Gebilde aus dem Spielzeugbaukasten. Noch weiter links ist überhalb von Werksgashaus und Wasserturm und hinter der alten und neuen Hauptverwaltung der Rotorofen zu erkennen. Rechts oben im Bild sieht man überhalb von EO I schwach die Umrisse der Werksanlagen von NO.

Die meisten von uns kennen wohl die Werksanlagen unserer Oberhausener Betriebe. Die Belegschaftseinführungen mit anschließendem Rundgang durch den Betrieb tun ein übriges, daß auch neuereingesetzte Belegschaftsmitglieder sich einigermaßen im Werk auskennen und wissen, wo die Stahlwerke liegen, die Hochofenbetriebe oder die Walzanlagen. Über eines sind sich aber alle, die zum erstenmal durchs Werk gehen, einig: die Vielzahl der Betriebe scheint so verwirrend und willkürlich angelegt, daß man meint, sich hier nie zurechtfinden zu können. Wie erstaunt sind wir aber, wenn wir einmal einen Blick von oben auf dieses verwirrende Gebilde tun. Den wenigsten von uns wird es bisher möglich gewesen sein, aus der Vogelperspektive auf unser Werk herabzublicken. Die Bilder auf dieser Seite gewähren einen kleinen Einblick davon, wie das Ganze von oben aussieht. Was auf der Erde undurchschaubar scheint, ist, von oben gesehen, nahezu klar und übersichtlich angeordnet. Ein Teil — wenn man von einem riesigen Werkskomplex so reden darf — steht hübsch neben dem anderen. Wie aus der Spielzeugkiste aufgebaut wirken die gewaltigen Betriebsanlagen. Durch diesen Blick aus der Vogelperspektive gewinnt man eine klare Übersicht über das Gesamtwerk, wie man sie von unten niemals erlangen könnte, da man jeweils nur den Betrieb sieht, in dem man sich gerade befindet. Zudem ist dieser Blick von oben — wie unsere Bilder zeigen — außergewöhnlich reizvoll. Natürlich hat nicht jeder Gelegenheit, im Flugzeug oder Hubschrauber über unserem Werk herumzukreisen; aber schon die Kollegen, die durch ihre Tätigkeit ab und zu einmal auf den hohen Gasometer hinauf müssen, können bestätigen, einen welch großartigen Weitblick über die Werksanlagen man bereits von dieser Höhe aus hat.

R VOGELPERSPEKTIVE



Hier ein Blick von oben auf Neu-Oberhausen. Links unten im Bild ist noch ein Teil der Hochofenanlage von EO I zu sehen, davor — ganz im Vordergrund — die alte Schlackenhalde zwischen Köln-Mindener Bahn, Essener Straße und Zeche Oberhausen. Das neue Gebäude der Versuchsanstalt — rechts neben dem kleinen Gasometer — ist im Rohbau fertiggestellt. Dahinter die verwirrende Vielfalt der Betriebshallen auf Neu-Oberhausen.

Ein Kernstück unserer Hütte: die sogenannte „Alte Walz“ mit dem Eingang Tor 8 an der Essener Straße. Links neben den Anlagen von WO erhebt sich vor dem Rhein-Herne-Kanal unser großer Gasometer, Wahrzeichen von Oberhausen, bis vor kurzem der höchste Gasbehälter in Europa. Rechts unten im Bild, am Fuße des Schlackenberges, die Kreuzung am Werksgashaus, ein wenig darüber der Verwaltungsneubau und dahinter die alte Hauptverwaltung. Links vom Hauptlagerhaus erkennt man den Rotorofen, dahinter Feinststraße und Zementwerk (ganz hinten).



DOM in RHEINLAND und WESTFÄLEN

Aus den Bildern dieser beiden Seiten spricht unvergängliches deutsches Kulturgut, spricht die Seele unserer Väter und Ahnen, die nirgends klangvoller und gewichtiger zum Ausdruck kommt als in den großartigen Kirchenbauten, die das Mittelalter zu Ehren Gottes schuf. Unsere ehrwürdigen Dome, die machtvolle Schwere des Romanischen und die kühn aufstrebende Bewegung der Gotik, gehören so sehr zu unserem geistigen Besitz und zum Gesicht ihrer Landschaft, daß es nach dem Krieg nur eine Meinung gab: Die mehr oder weniger stark zerstörten Bauten müssen wiederhergestellt werden.

Nach der Erneuerung der Dome tritt oft die bauliche Gestaltung sogar deutlicher in Erscheinung als zuvor, denn man hat die Gelegenheit genutzt, alles zu beseitigen, was die Bauten im 19. Jahrhundert dadurch beeinträchtigt hatte, daß man sie unecht ausstattete und ausmalte. Jetzt, wenn man aufmerksam den Linien und Flächen nachgeht, zeigt sich erst recht, was die alten Meister sich vorgestellt hatten, als sie darangingen, ihrem Glauben steinernen Ausdruck zu geben. Die Zeit des höchsten seelischen Ausdrucks im Bauwerk liegt unwiderruflich in der mittelalterlichen Ver-

gangenheit, da man Gott im Bauwerk und im monumentalen Raum verehrte, während die ra- gende Wucht der Türme seine Ehre über die Lande rief.

Da sind die gotischen Dome von Altenberg und Köln, himmelanstrebend, die gewaltigen Kirchenfenster in die Höhe gerichtet, die an die Unendlichkeit gemahnt. Da sind aber auch die westfälischen Domkirchen von Münster, Osnabrück, Paderborn und Minden. In der behäbigen Breite, in der sich die einzelnen Baukörper aneinanderreihen, durch ihre massigen Pfeiler, durch weit- ausgreifende schwerlastende Steingewölbe über- deckt, verkörpern sie sinnfällig den kernhaften und in seinem Temperament etwas schwerfälligen Stamm der Westfalen.

So sind unsere Dome in Rheinland und Westfalen nicht allein Denkmäler des architektonischen Schaffens vergangener Epochen, sie sind gleicher- maßen Künder des Empfindens der Menschen hierzulande: Der sich beinahe beschwingt in die Höhe entfaltende Rhythmus der Gotik im Rhein- land, demgegenüber die erdhafte Kraft und die Beharrlichkeit der Domkirchen in der west- fälischen Landschaft.



Ein hoher, frühromanischer Turm, den zwei runde Treppen dem Paderborner Dom die stärkste Betonung. Die Anfänge des Jahr 777, als Karl der Große nach der Unterwerfung eines Reichstags abhielt und gleichzeitig den Grundstein für ein 12. Jahrhundert stammenden Krypta werden die Reliquien des h. trons der Erzdiözese Paderborn. Seine heutige Gestalt erhielt

Der „Bergische Dom“, wie man den im 12. und 13. Jhrh. er- bauten Altenberger Dom nennt, ist neben dem Kölner Dom das herrlichste gotische Bauwerk der Rheinlande. Bedeu- tend in seinen Ausmaßen, berühmt durch seine wertvollen Glas- malereien, liegt er inmitten der Wälder des Bergischen Lan- des. In seiner reinen Gotik Sinnbild stürmischen Aufwärtstrebens.

Untere Bildreihe von links nach rechts:

Der Kaiserstuhl im Aachener Münster. Dieses historisch und kunstgeschichtlich interessanteste Bauwerk aus der karolingi- schen Zeit, mit der Gruft Karls des Großen und Ottos III., war vom 9. bis 16. Jhrh. bekanntlich Krönungsstätte der deutschen Kaiser.

Der Viktorsdom zu Xanten, einer der schönsten gotischen Kir- chenbauten Deutschlands. Die ältesten Teile des mit prachtvollen Altären ausgestatteten Domes stammen aus dem 12. Jhrh. 1945 stark beschädigt, fehlt noch die Vollendung des zweiten Turms.

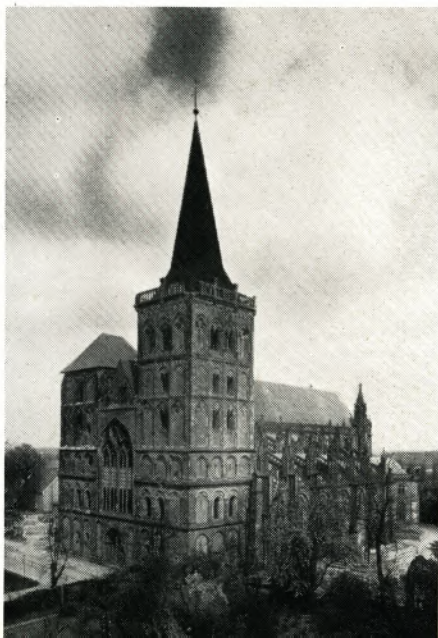
Unter den zahlreichen alten Kirchen ist der Kölner Dom das be- deutendste Bauwerk der Hochgotik in Deutschland, ein flammen- des sursum corda. 1948, nach der Wiederherstellung, wurde das 700jhr. Bestehen des Doms gefeiert. Unser Bild: Das Hauptschiff.

Neben der mehr als tausendjährigen Essener Münsterkirche ist die im rheinischen Übergangsstil zwischen Romanik und Gotik um die Mitte des 13. Jhrh. erbaute Abteikirche von Essen-Werden eines der ältesten christlichen Kulturdenkmäler im Ruhrgebiet.



ankieren, gibt äußerlich
omes gehen zurück auf
sen an der Paderquelle
us legte. In der aus dem
ius aufbewahrt, des Pa-
om im 13. Jahrhundert.

▲ Der Dom zu Münster (1156—1265) ist nicht nur die räumlich größte der westfälischen Bischofskirchen, sondern auch die künstlerisch wertvollste. Sein Innenraum ist der gewaltigste architektonische Eindruck, den Westfalen zu bieten hat. Wir wissen heute längst, daß es nicht Mangel an Können war, weshalb die deutsche Baukunst sich dem neuen gotischen Stil gegenüber lange Zeit abwartend verhielt. Erst dann ließ sie die Gotik einströmen, als alles ausgeschöpft war, was in den Formen des Romanischen lag. In einem Land aber war der Widerstand noch nicht zu Ende, in Westfalen. Die Zähigkeit des Beharrens, die zögernde Aufnahme des Neuen, ist dem westfälischen Wesen tieferinneres Gesetz. Und als schließlich die westfälischen Baumeister die Formen der Gotik übernahmen, bildeten sie sie so um, daß das Grundgefühl der Romanik gewahrt blieb. Der Dom von Münster ist ein beredter Ausdruck hierfür.

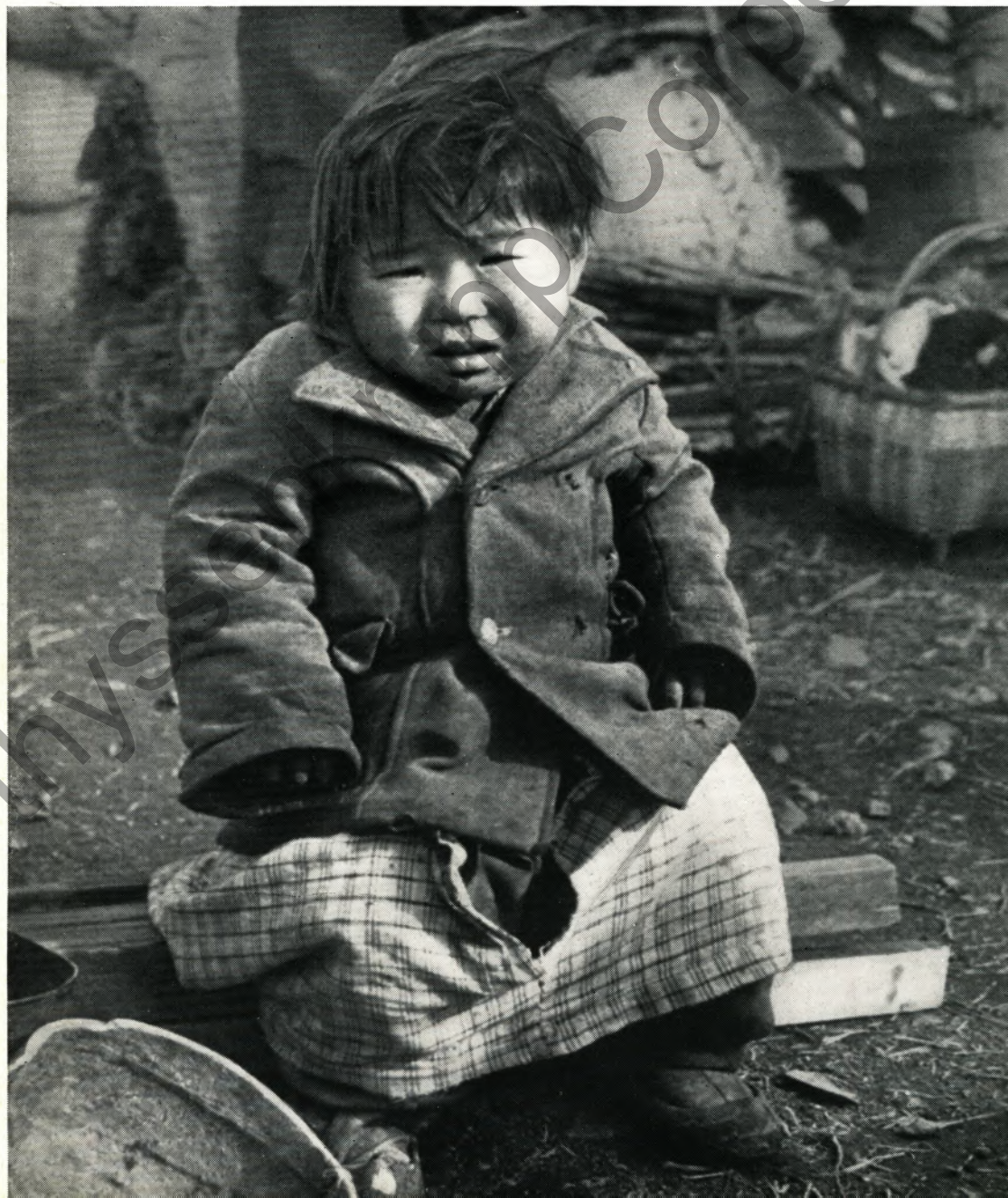


DAS

Abenteuer

MIT DER ZUKUNFT

fab. — In fünfzig Jahren, so haben die Statistiker errechnet, wird die Erdbevölkerung um etwa zwei Milliarden zugenommen haben. Die beiden Weltkriege mit ihren Millionenverlusten an Menschenleben haben auf den Bevölkerungsanstieg ebenso wenig Einfluß nehmen können wie alle Naturkatastrophen. Wenn kein Atomkrieg kommt oder mit den künstlichen Satelliten kein Unfug getrieben wird, dann kann man sich heute schon vorstellen, was etwa um 2000 n. Chr. sein wird. Sollte es uns nämlich nicht gelingen, neue Mittel und Wege zu finden, so werden Armut und Hunger der düstere Hintergrund dieser Zeit sein. Denn heute schon vermag die Erde den auf ihr lebenden Menschen kaum genug Nahrung zu bieten. Dabei darf man jedoch nicht übersehen, daß es auf der ganzen Welt etwa 350 Mill. bäuerliche Familien gibt. Von diesen sind 250 Mill. noch heute gezwungen, den Boden mit dem hölzernen Hakenpflug zu bearbeiten, wie dieser schon vor acht Jahrtausenden gebräuchlich war. 90 Mill. verwenden den etwa seit Christi Geburt bekannten eisernen Pflug und nur zehn Millionen den Motorpflug. Selbst auf die Fläche bezogen, wird heute immer noch mehr als die Hälfte des gesamten Ackerlandes der Erde mit dem Holzpflug bearbeitet. Mit Hilfe der Technik bietet sich also der einzige Ausweg aus diesem Dilemma. Es kommt darauf an, daß wir den sogenannten unterentwickelten Ländern, in denen der Bevölkerungszuwachs am größten, die Technisierung aber am geringsten ist, wirksame Hilfe zukommen lassen. Allein mit Rücksicht auf die ständig wachsende Bevölkerung ist schon ein Zwang zu einer fortschreitenden Industrialisierung der Welt gegeben, denn die Deckung des stetig wachsenden Massenbedarfs kann nur auf diese Weise ermöglicht und sichergestellt werden.



Vor kurzem machte in den Zeitungen eine Meldung die Runde: „Auf der Erde wird es immer enger“. kurz fest: „Die Bevölkerung der Erde nimmt täglich um etwa 120 000 Menschen zu. Sollte die Bevölkerungszunahme auf dem gegenwärtigen Stand bleiben, so wird sich die Weltbevölkerung Ende dieses Jahrhunderts verdoppelt haben. Gegenwärtig leben 2,777 Milliarden Menschen auf der Erde.“ Dann folgten noch einige Ziffern, die dem Redakteur der Nachrichtenagentur besonders interessant erschienen waren, etwa „China steht mit der höchsten Einwohnerzahl (582 605 000) an der Spitze aller Nationen, Indien folgt mit 356 879 000 Einwohnern“, und der Rest blieb dann der Phantasie des verehrten Lesers überlassen.

Wenn wir ehrlich sind und allen Verstandeshochmut fahren lassen, müssen wir uns eingestehen, daß wir uns eine Welt mit fünf Milliarden Menschen gar nicht vorstellen können. Diese Welt wird nicht um ein Doppeltes, sondern um ein X anders sein. Werden wir dann noch genug zu essen haben? Kleidung? Wohnung? Vor allem aber: Soll das so weitergehen? Je mehr Fragen einem dabei einfallen, desto ungewisser scheinen die Antworten zu werden.

Einige Anhaltspunkte sind jedoch schon sicher. Die Bevölkerungswissenschaftler (eine gänzlich neue Wissenschaft!) haben berechnet, daß die Menschheit nicht nur rapide zunimmt, sondern daß ihre Kopffzahlen sogar beschleunigt wachsen: Brauchte sie für eine Verdoppelung in früheren geschichtlichen Zeiten ein oder anderthalb Jahrtausende, so verkürzten sich die Zeitabstände immer mehr. Für die letzte Verdoppelung der Menschheit — von 1850 bis 1940 — brauchte sie nicht einmal ein Jahrhundert. Wenn aber die Anzeichen nicht trügen, so wird die Menschheit für ihre nächste Verdoppelung sogar nur noch fünfzig, sechzig Jahre benötigen. Mit Recht sprechen deshalb die Wissenschaftler von einer „Bevölkerungsexplosion“ auf dem Globus. Keiner der beiden Weltkriege mit ihren Millionenverlusten hat auf sie sichtbaren Einfluß nehmen können!

Untersucht man diese Bevölkerungsexplosion einmal näher, dann werden Unterschiede deutlich, die mit Hilfe, ein klares Bild von der Zukunft zu bekommen. Am stärksten war der „weiße Mann“ (einschließlich der Amerikaner und Australier) dieser Bevölkerungsexplosion unterworfen: In den letzten drei Jahrhunderten hat er sich mehr als veracht facht. Er hat allerdings zwei Kontinente — Amerika und Australien — als Siedlungsgebiete neu hinzugewonnen und konnte mit der Vermehrung seiner Menschengruppe deshalb noch am leichtesten fertig werden. Innerhalb der weißen Menschengruppe wiederum war der Europäer diesem Vermehrungsprozeß besonders nachdrücklich unterworfen: Er ver sechsfachte sich knapp in diesem Zeitraum.

◀ Binnen der nächsten 15 bis 20 Jahre wird insbesondere im asiatischen Teil der Erde mit einem enormen An wachsen der Bevölkerung zu rechnen sein. Vier von zehn Asiaten sind Kinder bis zu 15 Jahren. Im Gegensatz zu den industrialisierten Völkern hat die Bevölkerung der Agrar-Länder ihre Fruchtbarkeit erhalten.

Asien aber, dieser riesige und volkreiche Kontinent, trat bei der Vermehrung der Menschheit bescheiden ins zweite Glied: In den letzten dreihundert Jahren wuchs seine Bevölkerung auf das 4,4fache. Und die Afrikaner verdoppelten nur ihre Zahl. — Das Ergebnis dieser unterschiedlichen Vermehrungsgeschwindigkeiten gibt neue Aufschlüsse: Der Anteil der „Weißen“ an der Weltbevölkerung stieg seit 1650 unaufhaltsam von 21,8 auf 39,0 Prozent im Jahre 1940; dagegen verkürzte sich der Anteil der Asiaten von 65,9 Prozent (höchster Stand im Jahre 1800) auf 52,9 Prozent im Jahre 1940.

Seit 1940 aber beginnen die Menschenzahlen eine neue Entwicklung zu verraten: Der Anteil der „Weißen“ fängt an zu sinken (1954 = 36,7 Prozent), der Anteil der Asiaten steigt (1954 = 55,3 Prozent). Was ist da geschehen? Aus welchen Gründen verändert sich auf einmal das Bild?

Ausschlaggebend für diesen Wandel sind zwei Ursachen: Einmal hat

dend dazu bei, vor allem die Kindersterblichkeit zu senken und die Lebenserwartung zu erhöhen. Diese Agrar-Völker haben sich also die alte, natürliche Fruchtbarkeit (etwa 40 Geburten je Tausend der Bevölkerung) noch bewahrt: sie übernehmen aber in unseren Tagen die „moderne“ Sterblichkeit der Industrieländer (etwa 15 Sterbefälle je Tausend). Das Ergebnis dieses Lebens in zwei Zeitaltern ist jetzt sichtbar und läßt für die Zukunft schwere Probleme erkennen: Vier von zehn Asiaten (mit Ausnahme der Japaner) sind Kinder bis zu 15 Jahren; bei den Mittel- und Westeuropäern sind es zur Zeit 2,4! Mit anderen Worten: Binnen der nächsten 15, 20 Jahre wachsen riesige Massen von jungen Menschen ins fortpflanzungsfähige Alter. Sie werden die jetzt angelaufene Bevölkerungsexplosion in den Entwicklungsländern noch einmal verstärken.

Wir stehen heute also vor folgender Situation: In dem reichen und alten Industrie-Europa halten sich



▲ Menschenmassen. — Der Anteil der Asiaten an der Weltbevölkerung steigt von Jahr zu Jahr. Die Völker in den unterentwickelten Gebieten beginnen rapide zu wachsen. Die Wissenschaftler sprechen sogar von einer „Bevölkerungsexplosion“. Demgegenüber weisen die Zahlen der europäischen Rassen eine sinkende Tendenz auf.



▲ Für sie ist das unheimliche, bedrückende Wort „Urarmut“ geprägt worden. Ein großer Prozentsatz der Menschen in den sogenannten Entwicklungsländern lebt in einer Armut, die für unsere Begriffe einfach unvorstellbar ist. Hier liegen neue Aufgaben für unsere Wirtschaft. Es kommt darauf an, jenen Völkern wirtschaftlich zu helfen.

sich in West-, Mittel- und Nord-europa eine Spitzengruppe von hochindustrialisierten Völkern gebildet, die von der Bevölkerungsexplosion auf dem Globus offenbar nicht mehr betroffen wird: England, Frankreich, Deutschland, Österreich, die Schweiz, Skandinavien, die Benelux-Staaten und die Tschechoslowakei. Die Bevölkerungen dieser Länder „explodieren“ nicht mehr; ihr Zuwachs ist — gemessen an den übrigen Völkern — minimal. Entscheidend für diese eigenförmliche Erscheinung ist die Tatsache, daß in diesem Gebiet die Menschen seit drei, vier Jahrzehnten begonnen haben, die Zahl ihrer Kinder einzuschränken. Sinkende Geburtenziffern und niedrige Sterberaten, geringe Kindersterblichkeit und hohe Lebenserwartung kennzeichnen diese Völker. Eine atemberaubende Erkenntnis, wenn man sie durchdenkt: die Industrialisierung stoppte die Bevölkerungsexplosion!

Auf der anderen Seite des Globus aber fangen seit ebenfalls einigen Jahrzehnten die Völker in den sogenannten Entwicklungsgebieten an, besonders rapide zu wachsen. Die Ursache: Sie weisen wie eh und je hohe Geburtenziffern auf, aber ihre einstige, etwa ebenso hohe Sterblichkeit hat zu sinken begonnen. Die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft tragen entschei-

geburt und Tod etwa die Waage; die neuen Industrieländer Europas — vor allem die Sowjetunion — lassen klar erkennen, daß sie den Engländern, Franzosen und Deutschen darin nachzuzufolgen beginnen. Dagegen wachsen immer mehr Menschen gerade in jenen Gebieten der Erde nach, für die das unheimliche, bedrückende Wort „Urarmut“ geprägt worden ist. Diese Völker leben in einer Armut, die für unsere Begriffe, schon seit Jahrzehnten, wenn nicht gar seit Jahrhunderten unvorstellbar ist. Dort ist der Hunger nicht die Folge von sie-

ben mageren Jahren, denen auch einmal wieder die sieben fetten Jahre folgen könnten. Er ist ständiger Gast. Dem Boden werden dort nur Bruchteile der Ernten abgerungen, die wir aus unseren Böden herausholen. Siebzig, achtzig, neunzig Prozent der Bevölkerungen sind Analphabeten, die Pflug ist in weiten Teilen der Erde noch immer der hölzerne Grabstock wie vor zwei-, dreitausend Jahren.

Inzwischen ist eine böse Statistik der Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen bekannt geworden. Sie läßt sich in zwei kurze erschreckende Sätze zusammenfassen: Vor dem 2. Weltkrieg hungerte in der Welt ein Drittel der Menschheit; nach dem 2. Weltkrieg (1950) hungerten zwei Drittel! Wie soll das weitergehen? Das ist eine Frage an das Weltbewusstsein und zugleich eine Frage an das Eigeninteresse. Denn eines ist schon gewiß: Die Erde ist jetzt eine Welt der Nachbarschaften geworden, die Einwohnerschaft der Raumin sel Erde ist untereinander abhängig. Was im indischen Dorf oder in den überbevölkerten Flußtälern Chinas vorgeht, wirkt auch auf das Geschehen in New York oder in den Gebirgstälern der Schweiz. Die Entwicklung der Menschenzahlen, die Verschiebungen der Anteile an der Weltbevölkerung ist jene große Kraft, die die Menschen — ob sie wollen oder nicht — zusammenrücken läßt.

Die Menschheit muß diesen Zirkel der Urarmut zu sprengen versuchen. Die Entwicklungsländer mit

ihrer dürftigen Agrarbasis müssen industrialisieren in des Wortes weitester Bedeutung. Ihre Bauern müssen Kunstdünger, den eisernen Pflug, besseres Saatgut verwenden, diese Länder brauchen Kapital und technische Intelligenz, um Industrien ins Leben zu rufen; sie müssen den Analphabetismus bekämpfen, kurzum: sie müssen die moderne Entwicklung der Industriestaaten nachholen, d. h. stellenweise den Sprung von der Steinzeit in die Gegenwart wagen.

Das wichtigste aber: Die Verantwortlichen jener Länder haben diese Notwendigkeit erkannt. Sie beherrscht ein leidenschaftlicher Wille, der sich nicht nur im Nationalismus dieser alt-jungen Völker niederschlägt; er zeugt auch eine wilde Entschlossenheit des Neu-Lernens und Nacheiferns. Jetzt käme es nur darauf an, daß die Verantwortlichen der großen Industrieländer der Erde diesem Willen entgegenkommen. Auslandshilfe, Kredite, Ausbildung von Ingenieuren und Facharbeitern aus den Entwicklungsländern, Investitionshilfen, Bereitstellung technischer Intelligenz aus den industriell entwickelten Ländern sind die ersten Anzeichen dafür, daß wir in einem weltumfassenden Prozeß des Um- und Neudenkens eingespannt sind. Die weißen Völker — in der Entwicklung voraus — müssen zur Sicherung ihrer eigenen Existenz die fairen Seniorpartner der übrigen Menschheit werden. Denn sie sind die ersten, die bewiesen haben, daß die Bevölkerungsexplosion kein unabwendbares tödliches Schicksal ist.

Langsam festigt sich bei den Politikern die Vorstellung, daß der Krieg in einer historischen Funktion ersetzt werden kann. An seine Stelle tritt mehr und mehr der Industrialisierungswettbewerb um die Entwicklungsländer. Amerikanische Kredite und Investitionshilfen für Indien, sowjetische Industrieausrüstungen und technische Berater für Rot-China sind nur zwei besondere Zeichen der globalen Auseinander-

(Fortsetzung übernächste Seite)



▲ Der Hunger ist ständiger Gast. Dieses Associated-Press-Foto zeigt hungerige Inder, die an dem Gerippe eines verdursteten, von der Sonne ausgebröckelten Rindes nach genießbarem Fleisch suchen. Die Not ist zwingender als die religiöse Scheu vor dem heiligen Rind oder der Ekel vor dem faulen Fleisch.



Die größte Baustelle

In einem schwer zugänglichen Hochgebirgstal im Kanton Wallis helfen HOAG-Seile beim Bau

Tag und Nacht, Sommer und Winter, wird auf der größten Baustelle der Welt im Val de Dix gearbeitet. Zweitausend Menschen errichten hier in

2300 Meter Höhe — in der Gletscherwelt des Monte Rosa und des Matterhorns, umgeben von der imposanten Kulisse der Viertausender — den höchsten Staudamm der Welt. 1945 wurde der Grundstein gelegt, aber erst 1965 wird der Gigant fertig und dann mit einer Leistung von 1,6 Milliarden Kilowattstunden (das 1600 Meter hoch gelegene Kaprun „nur“ 800 Millionen) in der europäischen Energieversorgung führend sein.

Der Damm, der an seiner Basis 215 Meter breit ist und sich in fünf Riesenstufen nach oben bis zu einer Kronenbreite von 22 Meter verjüngt, wird

◀ Unser Bild zeigt die vier Kabelkräne, die mit einer Spannweite von 870 Metern die Baustelle überqueren. Im Vordergrund der Kabelturm, in dem diesseits der Schlucht die Seile verankert sind.

Die Baustelle im Grande Dixence von einem der Kabelkräne aus fotografiert. Stetig wächst der Betonklotz in die Höhe. Die Menschen unten sind von hier nur noch als kleine Pünktchen zu erkennen.



die Schmelzwassermengen der Gletscher zu einem 400 Millionen Kubikmeter fassenden Bergseestauen. Gegenwärtig hat der Damm zirka zwei Drittel seiner geplanten Höhe erreicht; nach Fertigstellung wird er 284 Meter hoch sein (Kaprun 122 Meter).

Zu dieser höchsten Baustelle der Welt aber führt keine Zufahrtsstraße. Zwei über 18 Kilometer lange Seilbahnen bringen, wobei sie eine Höhendifferenz von 1800 Meter überwinden, die Baumaterialien aus dem Rhonetal heran. Das ist in erster Linie der für die Staumauer benötigte Zement. Vierhundert volle Förderkessel steigen jeweils auf den beiden Seilbahnen empor, vierhundert leere laufen zurück. Ihre schweigsame Reise — 20, 50, 100 Meter über dem Boden — dauert eindrei Viertel Stunden. Tausend Tonnen Zement, das sind etwa zwölf Prozent der schweizerischen Gesamtproduktion, werden auf diese Weise Tag für Tag hinauf zur Baustelle befördert. Es sind Drahtseile aus unserem Werk Gelsenkirchen, die sich hierbei bewähren.

Aber auch beim Bau des Staudamms selbst helfen HOAG-Seile als Kabelkräne. Vier Tragkabel, jedes 900 Meter lang und bei einem Durchmesser von 72 Millimeter etwa 25 Tonnen schwer, sind hoch über das Tal gespannt. An ihnen teilweise 300 Meter über dem Boden, die mit Beton gefüllten Förderkessel. Die Trageile sind an der Westseite in einem Kabelturm befestigt, der in 2415 Meter Höhe im Fels verankert dasteht. Dieser wahre Panzerturm widersteht einer Zugkraft von über 1000 Tonnen. Am gegenüberliegenden Berghang enden die Kabel an vier schweren, auf 10-m-Breitspur bewegten Fahrzeugen. Durch Verschiebungen auf diesem Schienenstück, das in dieser Höhenregion vielleicht dereinst um 5000 n. Chr. die Archäologen vor ein nicht leichtes Problem



der Welt

des bisher höchsten Staudamms

stellen wird, können die Betonkübel senkrecht über jeden Punkt der Mauer gebracht werden. Vom Maschinenhaus aus durch Fernsteuerung dirigiert bewegen die Kabelkräne auch bei Dunkelheit oder dichtestem Nebel die Betonkessel zentimetergenau zu den Arbeitsplätzen. Sind alle vier Förderkessel gleichzeitig in Bewegung, so gleichen



Seilbahnen sind die einzige Verbindung zu den bis zu 3000 Meter hoch, jenseits der Vegetationsgrenze im ewigen Eis liegenden einzelnen Baustellen.

sie — hoch über der Grande Dixence — einer Seiltänzergruppe. Technisch aber sind die Kabelkräne wohl das Eindrucksvollste der Bauinstallation dieser an sich schon höchst interessanten Baustelle.

Die Stauwand, an der man seit einigen Jahren arbeitet, wird 1965 die gestrichelte Linie mit einer Höhe von 284 Metern (Kaprun 122 Meter) erreicht haben. Daneben wirkt das Ulmer Münster — mit 162 Metern der höchste Kirchturm der Welt — wie ein Zwerg. Nach seiner Fertigstellung wird der Staudamm ein einziger Klotz von mehr als sechs Millionen Kubikmeter Beton sein. Die an ihrer Sohle 215 Meter breite Mauer verjüngt sich nach oben hin bis auf 22 Meter. Die Kronenlänge des Damms wird rund 700 Meter (Kaprun 300 Meter) betragen. Ungeheure Mengen an Baumaterialien, insbesondere Baustahl und Zement, müssen herangeschafft werden, um den Giganten weiter wachsen zu lassen. Doch zu der über 2100 Meter hoch gelegenen Baustelle führt keine Straße. Zwei Drahtseilbahnen, über die alles benötigte Material hochgeschafft wird, bilden die einzige Transportverbindung. Beim Bau der Mauer selbst sind Drahtseile in Form von vier Kabelkränen ebenfalls zu unentbehrlichen Helfern geworden. Sie überspannen — auf unserem Foto deutlich sichtbar — mit je 900 Meter Länge die Grande Dixence und bringen durch Fernsteuerung auch bei dichtem Nebel die großen Betonkübel zentimetergenau an die Arbeitsplätze.

Erstmalig: Haus ganz aus Stahl

In Chicago steht eines der interessantesten Bauwerke der Welt kurz vor der Vollendung. Es ist ein 19stöckiges Hochhaus, das zum erstenmal in der Geschichte des Bauwesens vollkommen aus Stahl errichtet wird. Das Ganzstahlhochhaus nimmt nach seiner Fertigstellung die Verwaltungsräume der Inland-Steel-Company, einer der großen amerikanischen Stahlfirmen, auf. Das Gebäude ist einmal deshalb außergewöhnlich bemerkenswert, weil zu seinem Bau kein Mauerwerk und kaum noch Beton verwendet worden ist; zum anderen, weil die 14 Stützen, auf denen das Gebäude ruht, vor den Längsfassaden des Hochhauses angeordnet sind. Dadurch werden die Räume im Innern des Gebäudes nicht mehr unterbrochen. Abgesehen vom Tragwerk bestehen die Gründung, die Geschosdecken und die Brüstungen der Außenwände aus Stahl. Rund 10 000 Tonnen Stahl wurden für den Bau des Hauses benötigt.

Die Bodenverhältnisse machten umfangreiche Gründungsmaßnahmen erforderlich: das Gebäude ruht auf 450 Gründungspfeilern aus I-Profilen. Jeder Gründungspfeiler hat einer Prüflast von 240 Tonnen und einer Betriebslast von 120 Tonnen zu widerstehen. Die stählernen Gründungspfeiler wurden im Durchschnitt 25 Meter unter die Straßenebene gerammt. Das Stahlskelett ist so ausgebildet, daß zwei gegenüberstehende Reihen von je sieben senkrechten Stützen mit 18 Meter langen Unterzügen in jedem Stockwerk verbunden sind. Die Länge der Unterzüge entspricht der Nutzbreite des Bauwerks. Daraus ergibt sich in jedem Stockwerk eine ununterbrochene Raumfläche von 18 mal 53 Metern.

Die Geschosdecken bestehen aus Stahlblechzellenplatten, die in das Skelett eingeschweißt und damit Bestandteil des Tragwerks sind. Insgesamt wurden 17 000 Quadratmeter Stahlzellendecke verlegt und zwar in Form von Einzelplatten mit je 7,2 Meter Länge und 1,8 Meter Breite. Die Zellendecken sind aus kaltgewalztem, verzinktem Stahlblech hergestellt. Die Längskanäle dieser Zellendecken werden für derzeitige und spätere Installationen wie Starkstrom, Schwachstrom, Telefon

und Wasser benutzt, außerdem sogar für Warm- und Kaltluftzuführungen der Klimatisierungsanlagen. Ein Vorteil, der Stahldecken liegt auch darin, daß sie gleichzeitig mit dem Aufrichten des Skeletts eingeschweißt werden können, und zwar ohne Hilfsmittel wie Schalungsträger und Schalung und unabhängig von der Witterung. Das Einschweißen der Deckenplatten geht wesentlich schneller vor sich als das Einschalen, Betonieren und Entschalen von Betondecken.



Abenteuer mit der Zukunft / Fortsetzung von Seite 277

setzung zwischen diesen beiden Weltmächten. Täuschen wir uns nicht: Das sind nur erste Anfänge einer völlig neuen Weltansicht. Industrialisierung der Erde ist das große Abenteuer der Menschheit.

Die hungernden anderthalb Milliarden Menschen in den Entwicklungsländern werden von politischen Ideen nicht satt. Sie wollen ein menschenwürdiges Dasein, und dieses Dasein erhoffen sie sich von der Industrialisierung ihrer Länder. Allein mit diesem Maßstab werden die politischen Ideen der demokratischen Freiheit und der kommunistischen Ideologie gemessen. Wer bei der Industrialisierung der Erde am besten abschneidet, der wird auch die politische Konkurrenz um den Globus gewinnen.

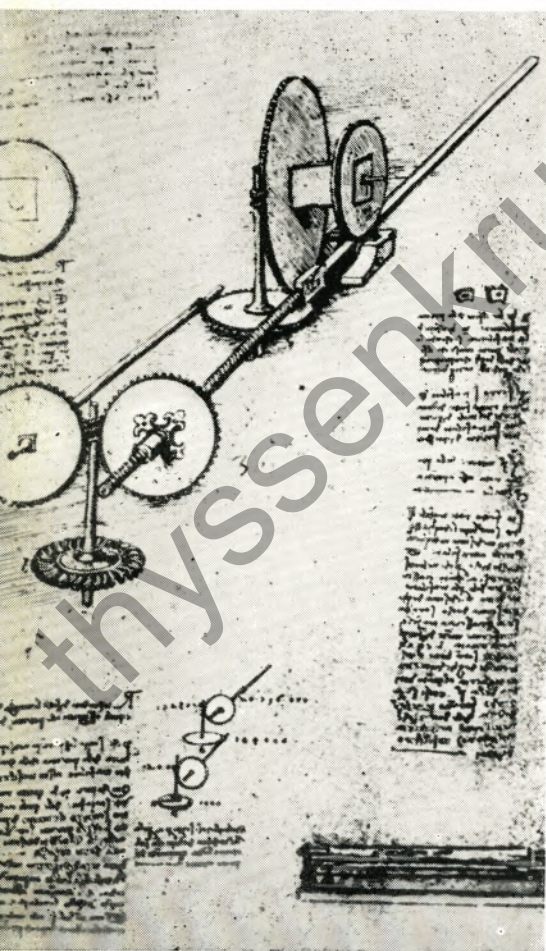
Aber vergessen wir eines nicht: In fünfzig Jahren werden etwa fünf Milliarden Menschen die Erde bevölkern. In diesen fünfzig Jahren wird die Welt ein anderes Gesicht bekommen. Eine

Milliarde Chinesen und knapp eine Milliarde Inder wird es dann geben. Industrialisiert wird diese Rauminselfür den Kosmos eine Menschheit tragen, die dann — „modern“ geworden — ihre alte, natürliche Fruchtbarkeit aufgeben und — wie die Industrievölker Nord-, West- und Mitteleuropas heute — ihre Geburtenquote den neuen, niedrigen Sterbequoten angleichen wird. Glückt uns aber die Industrialisierung der Erde in diesen fünfzig Jahren nicht, dann wird die Hungergrenze weiter steigen. Dann wird die Bevölkerungsexplosion die Dämme auch unserer Lebensmöglichkeiten sprengen, wird die Urarmut auch dort erbarmungslos zupacken, wo heute die Menschen die Dreißig-Stundenwoche erstreben und das Steigen des Lebensstandards für selbstverständlich halten. Die Existenz unserer Kinder ist verpfändet, wenn wir dieses Weltproblem nicht in den Griff bekommen!

Günther Wollny

LEONARDO DA VINCI

Leonardo da Vinci (1452—1519) ist nicht nur Schöpfer der berühmten „Mona Lisa“, er war zugleich Architekt und Städtebauer, Bildhauer, Anatom und Physiologe, Naturforscher und Techniker; ein universaler Genius, der unerlässlich nach dem Sinn der Dinge suchte und seiner Zeit um Jahrhunderte voraus war. Wir kennen ihn als einen der größten Maler, die es je gegeben hat, als Musiker und Philosoph, aber auch als Festungsbauer und Brückenkonstrukteur; er schrieb — beobachtet am Vogelflug — eine wissenschaftliche Abhandlung über die Aerodynamik und hatte als erster die Inspiration der Flugmaschine. Ein Taucheranzug, der es gestattete, stundenlang unter Wasser zu bleiben, geht gleichfalls auf die Anregung dieses großen Denkers zurück; doch hierbei befürchtete er, daß die Menschen „wegen ihrer schlimmen Natur sich ihrer bedienen, um zu morden, indem sie unter Wasser Schiffe angreifen und mit den Menschen versenken, die sich darauf befinden.“ Bereits vor fast 500 Jahren entwarf Leonardo einen Plan für die unterirdische Kanalisation der Stadt Mailand; durch ein Kanal- und Schleusensystem, das er bis in die kleinsten Einzelheiten auskligelte, wollte er die Überschwemmungen in der oberitalienischen Tiefebene vermeiden. Aber auch mit seinen Entwürfen von Walzwerksanlagen erwies er sich als genialer Konstrukteur. Die Zeichnungen auf dieser Seite geben ein Beispiel dafür.



▶ Hinter allen Maschinen steht der schöpferische Mensch mit seiner Geisteskraft. Er zwingt der Maschine seinen Willen auf. Dieses Ringen formt sein Wesen und zeichnet sein Gesicht. Wer das Selbstbildnis von Leonardo da Vinci betrachtet, verspürt jenen eigenartigen Hauch, der von jedem Großen ausgeht.

▶ Von je her waren die Konstrukteure bemüht, die physische Kräfteanstrengung durch maschinelle Einrichtungen zu erleichtern. Bereits im 15. Jahrhundert erdachte Leonardo da Vinci dieses Räderwalzwerk zum Ziehen rotglühender Eisensläbe. Ebenfalls konstruierte er damals schon ein Röhrenwalzwerk.

▶ In seiner eigenförmlichen Spiegelhandschrift beschreibt Leonardo hier eine von ihm entworfene Anlage zum Walzen von Blechen. Die obere der beiden Skizzen zeigt bereits Gegendruckrollen, das Prinzip des Vierwalzengerüsts. Es dauerte jedoch Jahrhunderte, bis sich Leonardos Gedanke in der Walzwerkstechnik voll durchgesetzt hatte.



Liebe Leserinnen

Die Weihnachtsausgabe, so denke ich, ist die rechte Gelegenheit, um einmal ein paar Worte an die Frauen unserer Mitarbeiter zu richten.

Seit nahezu drei Jahren schicken wir allen Belegschaftsangehörigen die Werkzeitschrift per Post ins Haus. Das hat letzthin den Zweck, auch Sie — liebe Frauen — teilhaben zu lassen am Werkgeschehen, Ihnen den Arbeitsplatz näherzubringen, an dem Ihr Mann acht Stunden jeden Tages verbringt; kurz: um dem gegenseitigen Verstehen zu dienen. Denn es ist ja bekannt, daß der Zusammenhalt einer Familie um so fester ist, je mehr der eine von der Welt des anderen weiß. Zugegeben, wir Männer sind im allgemeinen nicht sehr gesprächig, wenigstens nicht nach Feierabend zu Hause. Und darum ist es eine der Aufgaben unserer Werkzeitschrift, Mittlerin zu sein zwischen Werk und Familie.

Nun, ich will Ihnen nicht mit abgedroschenen Parolen kommen, sondern klipp und klar einmal von der „Macht der Frauen“ sprechen. Jawohl, so etwas gibt es. Und selbst im Betriebsleben wirkt sich das aus. Sie lächeln.

Aber denken Sie einmal darüber nach, warum wohl einige amerikanische Betriebe der Ehefrau Blumen ins Haus schicken, wenn der Mann für einen Verbesserungsvorschlag eine Prämie bekommen hat. Gewiß, das ist eine Methode, die dem amerikanischen Sinn für public relations entspricht, wie man mit einem inzwischen auch bei uns eingebürgerten Fremdwort die Pflege der öffentlichen Meinung bezeichnet.

Bestimmt aber hat eine solche Art auch einigen Erfolg. Nicht nur, daß die Frauen um die Existenz des betrieblichen Vorschlagswesens wissen. — Hand aufs Herz, liebe Frauen, würden Sie sich nicht geschmeichelt fühlen, wenn ein Wagen vor Ihrer Haustür hielt und ein hübscher Blumenstrauß abgegeben würde?

Wahrscheinlich würden Sie keine richtige Evastochter sein, wenn Sie Ihren Göttergatten bei einer passenden Gelegenheit nicht wieder einmal darauf aufmerksam machen würden, um behutsam zu erforschen, wann denn nun eigentlich der nächste Verbesserungsvorschlag fällig ist. Aber sicherlich sind Sie mit mir einer Meinung, wenn ich behaupte, daß man in Amerika auf dem richtigen Wege ist, wenn man auf solche Weise den Mitarbeiter auf dem Umweg über seine Frau anzusprechen versucht.

Vielleicht wird bei uns diese Macht der Frauen noch nicht ernst genug genommen. Und sie gar in den Dienst der Betriebssicherheit zu stellen — auf diese Idee sind wir noch nicht gekommen. Und doch bin ich der Überzeugung, daß gerade Sie, sehr geehrte Frauen unserer Mitarbeiter, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auch auf die Entwicklung unserer Unfallkurve nehmen können. Wenn Sie unser „Echo der Arbeit“ eifrig lesen, dann werden Sie sicherlich schon erkannt haben, welch großer Wert in unserem Werk auf unfallfreies Arbeiten gelegt wird. Dabei müssen Sie immer wieder daran denken, daß dies geschieht, um einen höchst überflüssigen Blutzoll zu vermeiden, um Leben und Gesundheit Ihres Mannes zu erhalten und nicht zuletzt, um Sie und Ihre Familie vor Not und Kümernissen zu bewahren, die meist die Folge eines Unfalles sind. Deshalb sollten wir, liebe Frauen, an demselben Strick ziehen. Sie kennen unsere Bemühungen in der Unfallverhütung und sollten uns dabei helfen. Ermahnen Sie hin und wieder Ihren Mann, auf dem Wege zur Arbeit oder nach Hause auf die Gefahren des Straßenverkehrs zu achten, fragen Sie ihn ab und zu ruhig einmal, ob er im Betrieb auch immer die Sicherheitsvorschriften beachtet. Bestimmt haben Sie in der Werkzeitschrift schon allherhand über Fuhunfälle gelesen. Aber haben Sie Ihren Mann schon einmal darauf angesprochen, ob er Sicherheitsschuhe trägt? Keinesfalls dürfen Sie dulden, daß er seine alten, ausgedienten Sonntagsschuhe, an denen schon

Brandsohle und Oberleder durchgelatscht sind, nun am Arbeitsplatz aufzuschleifen denkt. Dazu sind die Gefahren, die in einem Hüttenwerk an allen Ecken und Kanten lauern, viel zu groß. Unter Umständen wären ein Paar Sicherheitsschuhe sogar ein sinnvolles Weihnachtsgeschenk; wenn auch kein allzu aufwendiges, so doch immerhin ein recht nützliches. Und schließlich liegt es in Ihrer Macht, „ihn“ auf die Wirksamkeit der vom Werk zur Verfügung gestellten Schutzhelme hinzuweisen. Denn solchen harten Brocken, wie sie im Hochofenbetrieb, im Stahlwerk oder sonstwo herunterfallen können, sind die massivsten Dickköpfe nicht gewachsen.

Und bedenken wir doch auch, daß die häuslichen Verhältnisse, häuslicher Krach und Ärger, oft genug Grund zu Mißmut, zu Unachtsamkeiten und damit zu Unfällen sind. Männer, deren Frauen nicht zu wirtschaften vermögen, können sich mit ihren Gedanken nicht auf ihre Arbeit konzentrieren, sie sind den Unfallgefahren tausendfach mehr ausgesetzt als diejenigen Kollegen, die unbelastet von ähnlichen Sorgen zur Arbeit kommen. Gewiß, in jedem Haushalt, in jeder Familie herrscht gelegentlich einmal „dicke Luft“. Da wir alle nun einmal keine Engel sind, wird dies auch immer so bleiben. Aber wir dürfen dabei nicht vergessen, wenn wir schon draußen in der Welt keinen Frieden zu schaffen vermögen, wenigstens in unseren vier Wänden alles Störende so weit wie möglich auszuschalten. Besonders die Frauen sind letztlich doch nur glücklich, wenn das Herz mitspielen darf. Stellen Sie sich nur vor: da ist Karl, ein Martinwerker, der seit Jahren als ein ausgezeichnete Arbeiter bekannt ist, als jederzeit fröhlicher und hilfsbereiter Kamerad. Eines Tages aber erlebte man ihn launisch, voller Ärger und Reizbarkeit. Am Tage danach verbummelte er sogar eine Schicht. Irgendwie schien Sand ins Getriebe geraten zu sein. Karl, früher der beste Mann seiner Kolonne, war jetzt Hemmschuh. Ein mit dem bewußten „Riecher“ ausgestatteter Arbeitskollege hatte den Grund bald heraus: „Der Karl hat Krach mit seiner Frau!“ — Aha! Also war die Bremse erkannt.

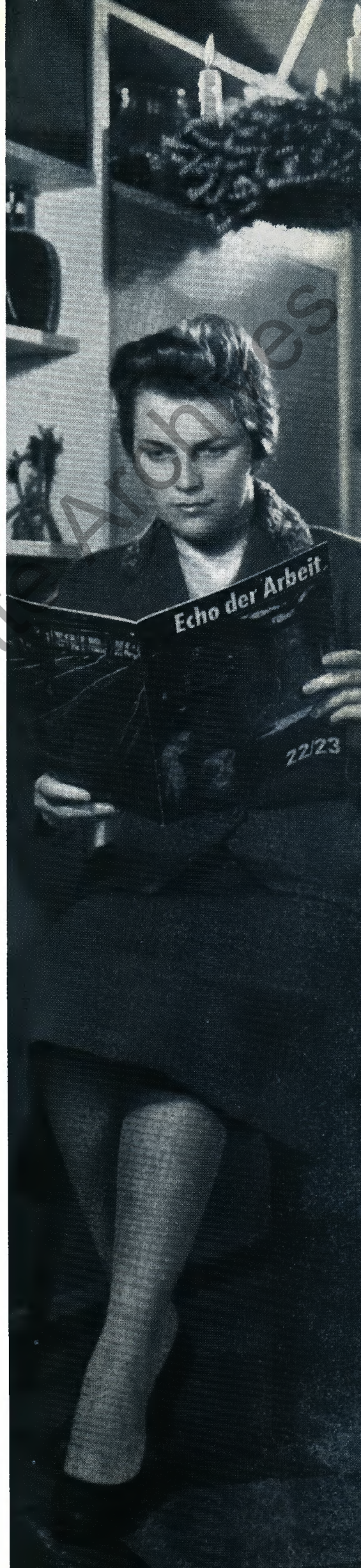
Es ist tatsächlich so, sehr geehrte Frauen, daß völlig private Zwiespältigkeiten hineinwirken bis in die Betriebsatmosphäre. Die beste Waffe ist gerade in der heutigen Zeit das gute Zuhause. Nichts — das ist meine Meinung — kann dem Menschen ein gutes Zuhause ersetzen, kein Stammtisch und auch die schönsten Urlaubsreisen nicht. Denn der Mensch braucht sein Daheim. Hier füllt er seine Kräfte auf, hier lebt er sein persönliches Leben, viele Stunden im Jahr. Aus dieser ruhigen Selbstsicherheit, die ein echtes Zuhause dem Menschen gibt, gewinnt der Kontakt zum Mitmenschen an Herzlichkeit. Es besteht eine unsichtbare Wechselwirkung zwischen dem Zuhause und dem Beruf. Eine Frau, die ihrem Mann ein wirkliches Zuhause geschaffen hat, hilft ihm damit an seinem Arbeitsplatz, als ob sie neben ihm stünde.

Die Frau ist überdies heute die gute Kameradin des Mannes geworden. Ich glaube — wenn ich mir diesen Gedankengang erlauben darf — Sie, sehr geehrte Frauen, wollen gar nicht mehr auf Händen durchs Leben getragen werden, sondern Glück und Unglück mit Ihren Männern teilen. „Mein bester Kumpel war immer meine Frau“, hörte ich einmal am Tage einer Jubiläumsfeier einen alten und bewährten Hüttenwerker sagen. War das nicht das höchste Lob, das ein Mann seiner Frau aussprechen konnte? —

Mit freundlichen Grüßen

Ihr

Karlheinz Winkler



Das Ste



Im August, wenn in der Welt drunten der Laurenzi-Tag ist, haben die kleinen Sternputzer im Himmel einen ganzen Haufen zu tun; denn sie müssen die Sterne, die im Sommer von der Hitze blind und vom Regen rostig geworden sind, mit Silberputz und Sidol schön blank reiben, damit sie im Winter, wenn es Weihnachten wird, alle wieder glänzen wie im Jahr zuvor. Für die Sterne, die schon ganz rostig geworden sind und mit dem Silberlappen nicht mehr sauber werden wollen, haben die Sternputzer einen Hobel, mit dem sie drüberhobeln wie ein Schreiner, daß die goldenen Hobelspäne nur so fliegen. Der heilige Sankt Petrus, der die Aufsicht hat beim Sternputzen und ein bisschen geizig ist, geht immer mit einem Korb herum von Stern zu Stern und kehrt mit Schaufel und Besen die himmlischen Hobelspäne in seinen Korb.

Am Ende aber, wenn die Fixsterne und Planeten geputzt sind, so um Mitte August herum, und im November dann, wenn auch das übrige Zeug wieder sauber und die Milchstraße wieder aufgewaschen ist wie bei den Menschen der Ausgang am Kirchweihsamstag, schleichen sich die Sternputzer, diese kleinen Lumpen, in die Pfortnerstube des heiligen Sankt Petrus, kripsen ihm das Schwingerl mit den goldenen Hobelspänen, laufen damit hinaus auf den Himmelsbalkon

und werfen eine Handvoll nach der anderen von diesem goldig glänzenden Zeug hinunter auf die Erde. Dann reißen die Menschen Mund und Augen auf, sie rufen: „Die Sternschnuppen kommen!“ und sagen still einen Wunsch dabei. Denn was man sich wünscht, wenn eine Sternschnuppe vom Himmel fällt, das geht in Erfüllung.

Das kommt davon, weil einmal — vor vielen, vielen Jahren — ein Sternputzerlausub den großen runden Heiligenschein vom Christkind erwischte, den das Christkind in der Pfortnerstube beim heiligen Sankt Petrus eingestellt hatte, damit die Menschen nicht von weitem schon das Christkind sehen, wenn es auf die Erde hinabsteigt zum Bäumeschneiden für Weihnachten.

So ist es damals auch gewesen. Das Christkind hat schnell den Heiligenschein in die Pfortnerstube des heiligen Sankt Petrus geworfen, hat sich hinter der Holzschuppe die große Leiter geholt und ist an der Ecke, wo die Milchstraße von der Rahmgasse abzweigt, eilig auf die Erde hinuntergestiegen zum Christbaumschneiden.

Ein kleinwinziger Sternputzerbub ist bald danach in die Pfortnerstube geschlichen, hat sich umgesehen, ob der heilige Sankt Petrus da sei, und flink wie ein Wiesel hat er den Korb

genommen, in dem ganz oben auf der Heiligenschein des Christkindls lag. Hopp hopp hat er den Korb auf die himmlische Altane gestellt, um die Hobelspäne nacheinander auf die Erde hinunterzuwerfen, damit die Menschen eine Freude hatten, wenn lauter flimmerndes Gold vom Himmel fiel.

Und da ist es passiert, daß er den Heiligenschein des Christkindls erwischte. Weil er sich gar nicht erst Zeit nahm umzuschauen, was er da in der Hand hatte, lachte er bloß laut in die Welt hinaus, da er ein so großes Stück erwischte hatte, und in weitem Bogen warf er, was er in der Hand hatte, hinaus in den blauen Himmel. Da freilich, als die goldene Scheibe im Wind hinunterflatterte, ist es dem übermütigen Himmelsbuben bewußt geworden, daß er den Heiligenschein des Christkindls hinuntergeworfen hatte. Er wurde kreidebleich, als er den Heiligenschein immer weiter hinunterfliegen sah. Beinahe wäre er selbst hinuntergefallen vor lauter Hinausbeugen, und er sah eben noch einen kleinen Punkt, wo der Heiligenschein hinter einem Wald eben auf den Boden fiel. Der Sternputzerbub wußte ganz genau, wo das Christkind die Leiter stehengelassen hatte, und weil am Abend das Christkind sicher vom Bäumeschneiden zurückkehrte und in der Pfortnerstube das ganze himmlische Gewand wieder anziehen wollte samt dem goldenen Heiligenschein, war keine Zeit mehr zum Überlegen. Eilig stieg der Sternputzerbub an der Leiter, die zwischen Himmel und Erde elendig schwankte, hinunter, mit Händen und Füßen krabbelte er, damit es schneller ging. Aber die Leiter stand ganz anderswo auf der Erde, nicht dort, wo der Heiligenschein hinter dem Wald niedergefallen war. Da oben im Himmel war es so schön warm gewesen, weil der heilige Sankt Petrus, der die Gicht hatte, immer die Sonne so stellte, wie man sie brauchte, da herunter aber war alles fest gefroren.

Weil er ein sehr schlechtes Gewissen hatte, schlich der Sternputzerbub eilig von der Leiter weg, damit er ja dem Christkind nicht begegnete. Er lief kreuz und quer umher und fand einen Wald, um den er rundherum ging, weil der Heiligenschein am Rand eines Waldes niedergefallen war und sich dort irgendwo finden mußte, aber wohl auch deswegen, weil der kleine Kerl sich fürchtete vor der Einsamkeit des Waldes. Ganz dunkel war es schon, als der Sternputzerbub, den es nun elendig fror mit dem kurzgestutzten Hemdchen und sonst gar nichts, an ein einsames Haus kam, um das er viermal herumging, ehe er zu klopfen wagte. Beim ersten Klopfen hörte ihn niemand, beim zweiten Klopfen fragte eine grobe Stimme: „Wer ist denn da draußen so spät in der Nacht?“

Da wagte der Sternputzerbub, der doch im Himmel oben einer von den

Allerfrechtesten war, nichts mehr zu sagen und wollte schon weitergehen, als ein Mann herauskam, groß wie ein Baum, mit einem langen Bart und einem finsternen Gesicht. Der packte den Sternputzerbuben, der eben vor lauter Angst davonlaufen wollte, beim Hemdzipfel, der Hemdzipfel riß ab, und nun stand der Sternputzerbub ganz nackt da.

Das erbarmte den Menschen, der wie ein Wilder aussah, und er nahm den kleinen Kerl auf den Arm, rief drinnen nach seiner Frau, sie sollte für den kleinen Butzel eine Rührmilchsuppe machen, nahm einen alten Fetzen Decke aus dem Kasten und legte dieses rupfene Gewand dem kleinen Kerl um den frierenden Körper. Die Frau brachte eine große Schüssel Rührmilchsuppe, und der kleine Kerl aß alles auf, obwohl er sonst im Himmel bessere Sachen gegessen hatte. Dann schlief er auf dem Kanapee, das nicht so weich war wie das himmlische Federbett mit der Daunen-decke, und am anderen Morgen, als er seines Weges weiterging, gab ihm der wilde Mann, der selber nicht viel zum Anziehen hatte, eine alte Joppe, die sollte er als Mantel tragen, damit er nicht erfror. Und wieder ging der kleine Sternputzerbub einen ganzen Tag und eine weite Strecke, von einem Dorf zum anderen. Jedesmal, wenn er einem Menschen begegnete, fragte er, ob denn niemand einen großen goldenen Heiligenschein gefunden habe. Alle Leute, die er so fragte, sagten nein. Und weil man das von dem Heiligenschein nicht glaubte, hielten die Leute den kleinen Zwack für einen Bettelungen, der sich bloß



Sternschnuppenmärchen

VON JOSEF MARTIN BAUER

faulenzend im Lande herumtrieb und vielleicht gar stehlen wollte. Darum sagten sie es dem Schandarmen, der ihn dann verhaftete, als er eben wieder in den Wald gehen wollte. Und er sperrte ihn ins Feuerwehrhaus, wie es sich für die kleinen Diebe gehört. Da drinnen in dem finsternen Feuerwehrhaus weinte der Sternputzerbub, daß ihm die Tränen über die Backen herunterrollten, aber weil es so fürchterlich kalt war, froren die Tränen zusammen und wurden gläserne Perlen, die auf den Boden fielen. Der Schandarm hörte ihn, als er seine nächtliche Runde machte, so bitterlich weinen, und er hatte Erbarmen mit ihm, so daß er ihm am Morgen ein großes Stück Brot brachte und ihn wieder laufen ließ.

So viele Tage nun irrte der Sternputzerbub herum, daß es schon bald Weihnachten sein mußte. Das eine Mal nahm ihn ein krankes Mütterlein auf, das nicht soviel Geld hatte, um den Doktor zu bezahlen und darum wohl bald sterben mußte. Dieses arme Mütterlein erbarmte sich des Sternputzerbuben und schnitt von dem

zu kommen, auf der er wieder in den Himmel klettern wollte. Im Dorf schlief schon alles.

Der Sternputzerbub klopfte wohl an jedes Fenster, aber niemand hörte ihn. Nur beim Wirt war noch Licht, doch der Wirt kam zornig heraus und sagte dem kleinen Burschen, er solle machen, daß er weiterkomme, denn er habe sicher keinen Pfennig Geld für ein Nachtquartier. Der Sternputzerbub sagte kleinlaut, er habe sonst nichts als den Heiligenschein, und den könne er doch nicht hergeben, nachdem er ihn so lange gesucht habe. Der Wirt war ein schlauer Fuchs und dachte, er werde dem kleinen Buben, der sich ja nicht wehren konnte, bei nachtschlafender Zeit das goldene Ding stehlen. Deswegen ließ er den Buben dableiben. Sogar ein Bett gab er ihm, damit er ja recht gut schlief und nichts hörte von dem Tun des Wirts. Doch der Sternputzerbub war schlauer und legte sich, um das kostbare Ding ja nicht zu verlieren, auf den Heiligenschein, so daß der Wirt vergebens daran zerrte. Weil es ihm nicht gelang, den Heiligenschein unter dem schlafenden Buben herauszu ziehen, kam der Wirt noch einmal in das Schlafzimmer des Buben mit einer Schere und schnitt aus dem großen goldenen Ding einen Zwickel heraus.

Da nun der Heiligenschein nicht mehr ganz war und der Sternputzerbub sich so nicht heimgetraute in den Himmel, irrte er in der Gegend herum und gedachte all der Menschen, die ihm schon einmal geholfen hatten und ihm wohl wieder helfen würden, jetzt erst recht, wo er aufweisen konnte, daß er einer vom Himmel war. Er begegnete dem Schandarmen, und der Schandarm lachte, als er den kleinen Spitzbuben wieder sah. Da er den Hunger in seinem Gesicht sah, ließ er die Schandarmenfrau Apfelkuchen backen und gab ihm den Bürschlein mit. Der Sternputzerbub wollte nicht undankbar sein, und weil der Heiligenschein nun schon einmal angeschnitten war, schnitzelte der Sternputzerbub mit der Schere noch ein Stück heraus, das er wie unversehens beim Schandarmen ließ. Den Heiligenschein und den Apfelkuchen unterm Arm zog er weiter, bis er den Bettelmann traf, der nun kein Stück Brot mehr hatte. Dem gab der Sternputzerbub seinen Apfelkuchen und schnitt noch einmal ein Stück ab vom Heiligenschein, damit der arme Mann nicht verhungerte. Denn der Heiligenschein war aus reinem Gold, für das sich nun der Bettelmann kaufen konnte, was er wollte.

Dann kehrte der Sternputzerbub bei dem armen Mütterlein zu, das Doktor und Apotheker nicht bezahlen konnte, so daß es nun bald sterben mußte. Weil das Mütterlein bei aller Not gut gewesen war zu ihm, schnitt der Sternputzerbub wieder ein Stück von dem Heiligenschein ab. Bei dem schwarzen Mann, der wie ein Wilder aussah und doch ein freundliches Herz hatte, kam

der Sternputzerbub eben zurecht, wie der Mann die einzige Kuh aus dem windschiefen Stall verkaufte. Drum schnitt der Sternputzerbub noch einmal herzhaft in den Heiligenschein. Jetzt war der arme Mann reich.

Dann erst faßte sich der kleine Bursch den Mut, nun doch heimzuklettern in den Himmel, wenn auch der Gottvater sehr böse wurde und ihn über den göttlichen Thron legte.

Eben, als er am Fuß der Leiter stand und hinaufschaute, kam das Christkindl runter, mit einem Haufen fröhlicher Dinge im Korb, aber ohne Heiligenschein. Vorwurfsvoll schaute das Christkindl auf den kleinen Sternputzerbuben und den zerschnittenen Heiligenschein, aus dem vier Stücke herausgeschnitten waren, so daß er wie ein Kreuz aussah, das in einem goldenen Ring stand. Der Sternputzerbub wurde ganz klein unter dem vorwurfsvollen Blick und wagte erst gar nichts zu sagen, bis ihn das Christkindl am Kinn nahm und ihn liebevoll fragte, wie es ihm denn da unten bei den Menschen ergangen sei.

Da begann der Sternputzerbub zu erzählen, was er alles erlebt hatte auf der Erde drunten, und er sagte dem Christkindl, daß die Menschen alle gut gewesen waren in seiner Not. Und weil sie alle so gut und lieb gewesen seien mit Ausnahme des Wirtes, der ein Stück vom Heiligenschein gestohlen hatte, darum habe er ihnen auch helfen wollen und habe immer wieder ein Stück Gold herausgeschnitten. Bloß dem Mädchen, das um der Liebe willen geweiht hatte, habe er nicht helfen können.

Das Christkindl ließ sich auch diese Geschichte erzählen und dachte darüber eine lange Weile nach, ehe es von einem der begleitenden Engel eine Schere verlangte, mit der es aus dem Heiligenschein noch zwei kleine Streifen heraus schnitt, so breit wie nur ein Strohhalbm; diese zwei Streifen Gold formte es zu zwei goldenen Ringen und gab sie dem vorwitzigen Kerl hin: „Da, du kleiner Sternputzerbub — damit allen Menschen geholfen sei, die gut waren und gut sind, bring dem Mädchen die beiden Ringe und sag ihm, daß die Menschen, die sich lieb haben, künftig alle so einen Ring tragen sollen.“

Der Sternputzerbub vertrollte sich eilig. Als er bald darauf wieder zurückkam an den Fuß der Leiter, hatte



sich das Christkindl eben den Heiligenschein aufgesetzt, der nun so ganz anders aussah als früher.

Und die Liebenden tragen seitdem einen Ring am zweiten Finger der linken oder der rechten Hand, damit die Liebe nie aufhöre.

Die Armen schauen zum Himmel auf, wenn die Sternschnuppenzeiten sind, und warten, bis eine Sternschnuppe fällt, weil das Christkindl damals versprochen hat, daß jeder Wunsch erfüllt wird, den ein Mensch, der selber gültig ist, bei deren Anblick tut.

Die Liebenden aber, die zu arm sind, einen Ring aus Gold zu tragen, mögen sich die Hände geben und hinaufschauen zum Himmel, wenn eine Sternschnuppe herabfällt, dann wird der Liebe jeder Wunsch erfüllt. Dann werden in der Liebe die Ärmsten so reich sein, daß sie das ganze Glück der Welt besitzen.

Mit den Sternschnuppen ist das seitdem so. Und das Christkindl trägt seitdem einen Heiligenschein, der anzusehen ist wie ein großes Kreuz in einem goldenen Reifen, denn alles andere ist herausgeschnitten worden um der Menschen willen, die zueinander gut sind.



letzten Leintuch ein Stück ab, daß der Kleine wenigstens wieder ein Hemd hatte. Das andere Mal gab ihm ein Bettelmann das halbe Stück von seinem erbettelten Brot. Das dritte Mal schlief er in der Stube eines Mädchens, das wohl eine große Not haben mußte, denn es weinte sogar im Schlaf noch. Und als der kleine Knirps das Mädchen fragte, warum es denn so bitter weine, da streichelte ihm das Mädchen das goldene Engelshaar und sagte, daß es um der Liebe willen so weinen müsse.

Längst getraute sich der Sternputzerbub nicht mehr hinauf in den Himmel. Da geschah es ihm ganz wunderbar, daß an einem Abend, als es schon dunkel zu werden anfang, im Schnee neben einem ganz kleinen Wald der Heiligenschein lag, den der kleine Knirps wochenlang gesucht hatte. Der Sternputzerbub freute sich wie ein Kind, bei dem soeben die Weihnachtsferien begonnen haben. Er nahm die mächtige goldene Scheibe unter den Arm und lief auf das nächste Dorf zu, in dem er wohl übernachten konnte, um am anderen Tag bis an die Leiter



Schenken - Herzenssache

Als ich kürzlich in meinen Büchern kramte, hier und da eines aufschlug und schließlich an einem Band mit Bildern aus dem Leben der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff hängen blieb, fiel mir beim Blättern eine kleine Zeichnung in die Augen: auf einem runden, altmodischen Tisch steht ein kleiner geputzter Christbaum, auf der Tischplatte liegen einige wenige Dinge, ein Holzpferdchen unter anderem, ein kleiner Leiterwagen, ein Teller mit Äpfeln. Drei kleine Kinder stehen an dem Tisch, und das vierte sitzt, den Apfel schmausend, vor einem kleinen Spielzeug an der Erde.

„Weihnachtsbescherung im Hause Hülshoff“ steht unter dem Bildchen. Jenny, die Schwester der Annette, die eine begabte Zeichnerin war, hat mit ihm einen der weihnachtlichen Geschenktische aus ihrer Kinderzeit in ihrem Skizzenbuch festgehalten.

Wir sind heute andere Geschenktische gewöhnt. Sehr viele von uns jedenfalls. Es ist nicht mehr viel vorhanden von der altväterlichen Genügsamkeit, die noch in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg in den meisten Familien Grundlage des Lebens war. Der „Lebensstandard“ tyrannisiert uns auch beim Herrichten der weihnachtlichen Tische, und es ist so, als ob wir auch mit der Fülle der dort niedergelegten Geschenke, wie mit ruhelosen Reisen während eines einzigen Urlaubsmonats durch mindestens sechs Länder, Fernseher und Dreimeterschrank, die Leere ausfüllen zu können glauben, die in vielen von uns gähnt. Man stürzt sich in Unkosten, um dieses Ziel zu erreichen. Man kauft auf Raten, die uns noch manchen Monat des kommenden Jahres belasten. Man rennt noch in den letzten Stunden vor dem Fest in die Geschäfte, weil es einem „zu wenig“ erschien, was man auf den Gabentisch legen wollte. Schenken ist mehr eine Sache der Mathematik als des Herzens geworden.

Das beginnt schon bei den Kindern. Nicht nur, daß viele Erwachsene ihre kleinen Lieblinge allzu reichlich beschenken und dadurch schon in den Kinderseelen ein Empfinden für Maß und Ziel ersticken. Auch umgekehrt scheint dies nicht selten der Fall zu sein. Dabei ist es natürlich, daß Kinder ihren Eltern und Verwandten zu Weihnachten eine kleine Freude machen wollen. Das Schenken ist für sie etwas Wunderbares; aber die Zeiten, da „Geschenke“ noch aus einem Topflappen oder einem selbstgefertigten Tintenwischer bestanden, scheinen der Vergangenheit anzugehören. Und doch sind solche Geschenke eigentlich am schönsten, denn kaufen — kaufen kann man schließlich alles, wenn man Geld hat. Es kommt auch hier viel weniger auf die Gabe selbst an als auf den wahren Sinn alles Gebens. Wenn wir nämlich unsere Kinder richtig Weihnachten erleben lassen, dann laufen wir keine Gefahr, in diesen Fehler zu fallen: „Mutti, ich möchte dir und Vater etwas zu Weihnachten schenken, gib mir ein wenig Geld.“ Wenn dann das Kind wirklich „ein wenig Geld“ bekommt, geht es rasch mit Mutti in ein halbes Dutzend Geschäfte und kramt wie eine verwöhnte kleine Dame irgend etwas zusammen. Und die „Weihnachtsbescherung“ kann losgehen. Das ist aber nicht Sinn und Zweck kindlichen Schenkens, das schadet weit mehr als es nützt.

Die Erwachsenen sollten wohl bedenken, daß es nicht um die Sache selbst geht, sondern um die Gesinnung. Es ist doch schön, das ganze Jahr hindurch ein wenig an Weihnachten zu denken. Was kann ein geschicktes Mädchen nicht alles aus Mutters Woll- und Stoffresten machen, die es allmählich sammelt. Und wie mancher Pfennig läßt sich im Laufe des Jahres durch kleine Hilfeleistungen und Besorgungen „verdienen“. Selbstverständlich sind wir Erwachsenen dazu da, den Schenkungsdrang der Kinder in die richtigen Bahnen zu lenken. Wenn wir einen Kerzenhalter, von unserem Buben gebastelt, und den Tintenwischer, von unserem Mädchen zusammengenäht, nicht groß achten, brauchen wir uns nicht zu wundern, daß dadurch die kindliche Schenkungsfreude getrübt wird. Wenn ein Kind etwas schenkt,

dann — daran müssen wir denken — dann schenkt es sein ganzes Herzchen mit, und eben sein Herzchen müssen wir in der Gabe sehen, wenn wir uns wirklich dankbar zeigen wollen. Nichts aber wäre verkehrter, als die Gemüter unserer Kinder nun auch noch in den Rummel einzubeziehen, der nun vielfach um Weihnachten gemacht wird. Das Fest der Stille und der Besinnung, das es eigentlich sein sollte, ist mit Pauken und Trompeten über uns gekommen. Im Schenken offenbart sich das sinnfällige.

Warum tut man das alles? Die Gründe sind vielfältig. Man tut es unter anderem, weil es uns, wohlverstanden im Durchschnitt gesehen, nicht schlecht geht. Viele von uns haben, durch die Erfahrung zweier Inflationen gleichgültiger geworden, das Sparen verlernt. Das Auto, die elektrische Waschmaschine, der Fernsehapparat, die Puppe mit allen Schikanen, die vollautomatische Spielisenbahn gehören, wenn auch mit Nuancen, ebenso zum Lebenszuschnitt des Generaldirektors wie des Büroangestellten oder Arbeiters. Das ist so und ist in vieler Hinsicht begrüßenswert, wenn auch nicht in jeder. Daß diese Entwicklung durch die heute übliche kaufmännische Werbung, durch die lockenden, allen Sehnsüchten Erfüllung verheißenden Schaufenster immer mehr verstärkt wird, ist bekannt.

Es geht hier nicht um die soziologischen und wirtschaftlichen Hintergründe dieses Zustandes. Es geht vielmehr um die Frage, ob man klug handelt, wenn man sich zum Sklaven dieser Entwicklung machen läßt. Ich komme dabei immer wieder auf die vorhin gestellte Frage zurück, warum man sich denn heute im allgemeinen so große Ausgaben für den Weihnachtstisch macht. „Wir haben's ja dazu“, heißt es allenthalben. Und mit dieser Erkenntnis kann man auch ein wenig hinter die Ur-

sachen leuchten. Es ist nämlich gar nicht immer reine, selbstlose Freude am Schenken, die wir da antreffen. Es ist manchmal etwas weniger Edles: Geltungsdrang, Protzentum, die Sorge um das gute Echo bei den Beschenkten, die falsche Meinung, daß man seine Kinder um etwas bringe, wenn man ihnen den Weihnachtstisch nicht so üppig deckt, wie es vielleicht der liebe Nachbar tut.

Man übersieht nur die Kehrseite dieser Großzügigkeit: daß nämlich mit der Größe der Geschenke meistens auch die Ansprüche des Beschenkten wachsen und daß man schon beim nächstenmal notgedrungen eine Steigerung vornehmen muß, um überhaupt zufriedene Gesichter zu sehen. Es ist auch gar nicht gesagt, daß man mit großartigen Geschenken die größte Freude bereitet. Sehr viele Eltern z. B. machen die Erfahrung, daß am Weihnachtsabend ihr Kind ein kostbares oder kompliziertes Geschenk gar nicht beachtet, dafür aber mit leuchtenden Augen nach einer Kleinigkeit greift, weil es sich gerade diese Kleinigkeit brennend gewünscht hat. Es ist klar, daß es nicht auf den materiellen Wert eines Geschenkes ankommt, sondern immer auf seinen inneren, daß ein Geschenk Sehnsüchte erfüllen und den ganz persönlichen Neigungen und Wünschen des Beschenkten entsprechen muß.

Als im Mai dieses Jahres die Internationale Frankfurter Frühjahrsmesse eröffnet wurde, mahnte Bundeswirtschaftsminister Erhard die Bewohner der Bundesrepublik sehr eindringlich, in ihrer Lebensführung bescheidener zu werden. Diese Mahnung sollte uns auch in diesen Tagen, da wir uns auf das Weihnachtsfest vorbereiten, nicht gleichgültig sein. Wir haben heute alle eine leichte Neigung dazu, den Herrn „Neureich“ zu spielen, und vergessen dabei ganz, daß es im Leben nie auf Äußerlichkeiten, sondern in entscheidenden Stunden immer auf die Stärke und die Kräfte des Herzens ankommt. Nicht zuletzt in bezug auf die Ausgestaltung unseres Weihnachtsfestes, dessen Sinn völlig verfälscht wird, wenn wir das Kind in der Krippe mit einem Berg prächtiger Geschenke zu decken und seinen Glanz damit zum Verlöschen bringen.

Chronicus

Ein Zeitungsbericht - 100 Jahre alt

Der unten wiedergegebene Artikel ist der Nr. 1 der „Allgemeine Politische Nachrichten“ von 1857 entnommen, also etwas mehr als hundert Jahre alt. Sicherlich haben wir heute eine andere Auffassung von betrieblicher Sozialpolitik, aber wir dürfen nicht vergessen, daß jene Betreuung, von der der vergilbte Zeitungsabschnitt berichtet, aus der Not der Zeit heraus geboren wurde und von den verantwortlichen Herren der Hüttengewerkschaft Jacobi, Haniel & Huyssen dem Sinne nach nicht nur gut gemeint, sondern vor allem in der Tat gut war. Gleichzeitig ist es immerhin interessant, auch in Hinsicht auf einen Zeitungsbericht einen Blick in die Werksgeschichte zu tun. Im übrigen handelt es sich bei der Speiseanstalt W.O., von der in dem Artikel die Rede ist, um das spätere Lager der Verkaufsanstalten, das vor kurzem abgerissen wurde. Damals, kurz nachdem auf der Eisenhütte der erste Kokshochofen angeblasen wurde, war die Speiseanstalt, die gleichfalls Ledigenheim war, erbaut worden.

Christkind kam zu den Arbeitern

Das Weihnachtsfest, welches so manches Kinderherz erfreut, hat auch den Arbeitern des Hüttenwerks der Herren Jacobi, Haniel & Huyssen eine große unerwartete Freude bereitet. Die Arbeiter fanden nämlich, als sie Morgens zum Kaffee tranken, in der Mitte des geräumigen Saales ihrer Speiseanstalt zwei prächtige Christbäume für sie aufgerichtet. Die freudige Liberalität der Arbeiter war um so größer als jede Vorbereitung zu dieser Zerkürung ins Geheimnis ausgeführt worden und die Ausschmückung der Räume sehr reichlich und geschmackvoll war. Auf den Spitzen derselben glänzten goldene Sterne, flatterten bunte Fähnlein und Schleißen, prangten allerlei künstliche Blumen und Zierathen. In den Zweigen hingen Hunderte Pfefferkuchen, Äpfel, Birnen, Nüsse, Glasgugeln. An dem Fuße des einen Baumes waren Hirtin angebracht mit ihren weidenden Heerden, am Fuße des anderen ein kleiner Springbrunnen und auf einem Moosbügel eine niedliche Krippe, umgeben von Engeln. Das Ganze war geziert mit vielen Wachsternen und gewählte einen gar lieblichen Anblick. Mittags erhielten die Arbeiter eine schmackhafte Suppe, Kleinfleisch,

Gemüse und Bratwurst; Abends gab es Reis und Weisbrod. An acht langen Tischen, welche für 200 Mann gedeckt waren, nahmen die Arbeiter nun wieder Platz und jeder fand auf weißen, porcellanen Tellern mehrere Äpfel und Nüsse. Da wurde freudig zugegriffen, und Frohinn und Heiterkeit erglänzte auf allen Gesichtern. Kinder der Beamten, Meister und verheiratete Arbeiter sangen drei Weihnachtslieder und ein kleiner Knabe trug mit silberheller Stimme und schönem Ausdruck ein auf die Feier bezügliches Gedicht vor.

Am zweiten Weihnachtstage wurde der Christbaum wieder angezündet, Äpfel und Cigarren vertheilt und gemeinschaftlich gegessen. Die Arbeiter versicherten, daß ihnen das fest gefeierte Weihnachtsfest in der neuen Speiseanstalt W.O. unvergeßlich bleiben werde, äußerten ihren Dank für die ihnen bereitete Freude und sprachen den Wunsch aus, daß ihnen alle Jahre die gleiche Christbaumfeier bereitet würde.

Möchte diese Feier viele Nachahmung finden und auf jeder Fabrik die Arbeiter an den Weihnachtstagen so zu einer frohen Familie vereinigt werden!

Echo der Arbeit

Aus dem Inhalt dieses Heftes:

DIE XRA DER FREIZEIT IST
ANGEBROCHEN

WEIHNACHTSBOOTSCHAFTEN
AUS VIER JAHRZEHNTE

AMERIKANISCHE
WIRTSCHAFTSAUFFASSUNG

STAHL — SCHRITTMACHER DES
WOHLSTANDES

AUS DER VOGELPERSPEKTIVE

DOMS IN RHEINLAND UND
WESTFALEN

DAS ABENTEUER MIT DER ZUKUNFT

DIE GRÖSSTE BAUSTELLE DER WELT

LEONARDO DA VINCI

LIEBE LESERINNEN

DAS STERNSCHNUPPENMÄRCHEN

SCHENKEN — HERZENSSACHE

CHRISTKIND KAM ZU DEN
ARBEITERN

BÜCHER ZUM FEST

SCHÖNE BESCHERUNG

HERAUSGEBER: HUTTENWERK OBERHAUSEN AG,
OBERHAUSEN (RHLD.), ESSENER STR. 66

VERÄNTWÖRTLICH:
DIREKTOR KARL STROHMENGER

REDAKTION:
KARL-HEINZ SAUERLAND
MANFRED OKROY

TELEFON: 2 45 31, NEBENSTELLE 44 47,
WERKSUF 44 47 und 38 47 (REDAKTION),
42 67 (BÜRO, VERTRIEB UND PHOTO-ARCHIV)

DRUCK: VVA-DRUCK, VEREINIGTE
VERLAGSANSTALTEN, OBERHAUSEN (RHLD.)
KLISCHEES: VIGNOLD, ESSEN

JAHRGANG 8 24. DEZEMBER 1957

Zu unserem Titelbild: Selbst die dunkelste Nacht ist voll bunter Farben — das ist vielleicht mit eines der erstaunlichsten Charakterisierungsmerkmale des Ruhrgebiets. Was tagsüber als graue Eintönigkeit aus Schornsteinen, Fördertürmen, Hochöfen und Fabrikhallen erscheint, beginnt seltsamerweise in der Nacht zu leuchten. Der fremde Besucher in diesem interessanten, scheinbar widerspruchsvollen Gebiet an Rhein und Ruhr steht fasziniert vor diesem Schauspiel: helle Feuerschwaden steigen aus Kokereien und Stahlwerken, Tausende von Funken sprühen aus den Konvertern zum Himmel, der Horizont färbt sich rot, gelb, nahezu weiß von all diesem gleißenden Licht, vor dem sich wie seltsam geformte Schattenrisse die mächtigen Werksanlagen als dunkle Gebilde abheben. In den Schienensträngen, die unser Gebiet nach allen Richtungen durchkreuzen, spiegelt sich dieses nächtliche Licht, daß sie wie feurige Schlangen auf schwarzem Boden aufleuchten. Ja, bis zum Himmel hinauf reicht der helle Schein aus den unermüdbaren Stahlwerken, daß selbst hoch schwebende Wolken noch violett aufleuchten. Dunkle Nacht voller Licht — möge das Licht menschlichen Verstehens zur Weihnachtszeit und weiterhin ebenso hell tief in unsere Herzen strahlen.

Gedanken zum Jahresende

Das Jahr 1957 neigt sich dem Ende zu. Die 365 Tage sind in das Meer der Zeit getropft. Die Spanne zwischen Weihnachten und Neujahr macht uns besinnlich und nachdenklich, läßt uns Einkehr halten bei uns, in unserem Betrieb, in den Gemeinschaften, in denen wir stehen.

Ein paar Fragen sollen hier nur genannt sein. Haben wir unsere Pflicht im abgelaufenen Jahr getan? Vor uns selbst? Vor unserer Familie? Haben wir unserem Nachbarn in seiner Not beigestanden? Haben wir Haß gesät? Haben wir unsere eigene Menschenwürde oder die anderer verletzt, gleichgültig, ob sie uns über- oder untergeordnet waren? Haben wir durch rücksichtsloses Verhalten im Verkehr unser Leben und das Leben unserer Mitmenschen gefährdet? Wie gesagt, nur ein paar Fragen. Wir müssen sie vor uns und für uns beantworten, denn niemand soll glauben, daß diese Fragen ihn nicht beschäftigen. Wenn sie im Augenblick auch ruhen, so werden sie eines Tages doch mit ihrer Urgewalt vor uns stehen, vielleicht quälend, vielleicht erschütternd, vielleicht vernichtend. Ist Einkehr auch bei unserem Betrieb möglich?

Wäre der Betrieb nur ein Gebäude mit Maschinen, so wäre innere Einkehr nicht möglich, so könnten wir ihn nur besichtigen. Der Betrieb aber ist Mensch und Maschine, und nur, wenn die Menschen harmonisch zusammenarbeiten, läuft der Betrieb. Die Unzulänglichkeit des Menschen selbst und die Störungen, die an jeden Betrieb von außen herangetragen werden, belasten jeden einzelnen zur Genüge, so daß wir alle bemüht sein sollten, Schwierigkeiten im betrieblichen Zusammenleben auszuschalten. Wie oft aber geschieht es, daß Menschen, die am gleichen Ofen stehen, die in einem Büro sitzen, die den gleichen Förderkorb betreten, sich den Arbeitstag vergällen. Wie mancher mag sich in den 365 Tagen gefreut haben, wenn er einem Mitarbeiter Schwierigkeiten bereitet hat, statt ihm Hilfe zu gewähren, statt ihm mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Mitarbeiterschaft verlangt mehr, als nur an einem gemeinsamen Arbeitsplatz zu stehen, verlangt mehr, als nur im gleichen Unternehmen seinen Lohn zu empfangen. Mitarbeiterschaft erfordert Hilfe untereinander, erfordert Mitdenken und Mitwirken an wahrhaftiger Betriebsgemeinschaft.

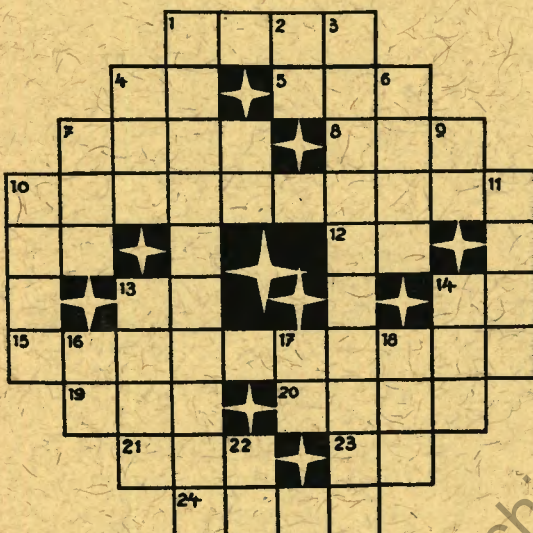
Übergeordnet zu sein heißt nicht, die Weisheit für sich in Erbpacht genommen zu haben, und der Untergeordnete ist nicht dazu „verurteilt“, bedingungslos Weisungen auszuführen. Wer Mitarbeiterschaft sagt, muß dem Mitarbeiter auch das Recht auf Mitberaten, Mitüberlegen zugestehen. Das sind keine Vokabeln für bestimmte Gelegenheiten, sondern diese Vokabeln müssen sich im Betriebsalltag bewähren, wenn sie nicht unglaublich und damit zur Phrase, zur Redensart für festliche Stunden werden sollen. Ein jeder hat in der Ordnung des Betriebes seinen Platz, und hier hat jeder seine Menschenwürde zu wahren und die Menschenwürde des Mitarbeiters zu achten.

Wir stehen nicht allein, sondern gehören Gemeinschaften an, aus denen wir uns nicht herausstellen können, wenn wir es auch noch so sehr wünschen. Da ist zunächst die Familie, die wir uns freiwillig wählen, und die andere, in die wir hineingeboren werden, die wir uns nicht aussuchen und die wir hinnehmen müssen mit der Kette der Vergangenheit und in der wir ein Glied auf dem Weg in die Zukunft sind. Wir werden hineingeboren in ein Volk, das wir uns auch nicht aussuchen können. Wie wir uns zwar von einer Familie lossagen können, so können wir das auch von einem Volk. Aber Charaktereigenschaften, die der Familie und die dem angestammten Volk eigen sind, werden wir nicht verlieren. Wir gehören der Gemeinschaft einer Gemeinde oder Stadt an. Wir können sie wechseln, aber wir werden irgendwo immer in einer Gemeinde oder Stadt leben.

Die Zugehörigkeit zu diesen Gemeinschaften legt Pflichten auf. Wir nehmen teil an den Erfolgen der betreffenden Gemeinschaft, aber wir tragen auch die Mißerfolge der Gemeinschaft und müssen unter Umständen für Fehlentscheidungen der Gemeinschaften hart büßen. Es ist daher erforderlich, daß jeder seine Pflicht der Gemeinschaft gegenüber tut, um Unheil davon fernzuhalten. Haben wir nicht allen Grund, uns auch hier auf unser Menschsein zu besinnen? Tun wir es! Dann wird 1958 nicht nur für den einzelnen, sondern auch für den Betrieb und die Gemeinschaften erfolgreich sein.



KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. Ausweis, 4. Flächenmaß, 5. Einheitspreisgeschäft, 6. Mittel zur Insektenbekämpfung, 8. alkoholisches Getränk, 10. Volksherrschaft, 12. kaufm. Abkürzung, 13. Faultier, 15. Gaststätte, 19. weibl. Kosenname, 20. Blume, 21. Schiffsseite, 23. Zeichen für Helium, 24. Lebewesen.

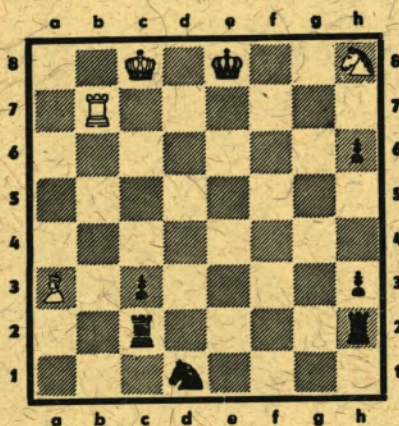
Senkrecht: 1. Vorrang, 2. Zeichen für Selen, 3. Gerät zur Klangverstärkung, 4. Bergwiese, 6. Kraftwagen, 7. orientalische Kopfbedeckung, 9. Tonstufe, 10. verstorbener Pariser Modeschöpfer, 11. Haushalt, 13. Unterkunft, 14. engl. Zahlwort, 16. persönl. Fürwort, 17. Auerochse, 18. germ. Gottheit, 22. Nahrungsmittel (i = y).

MAL SO, MAL SO

Mit S lädt es zur Ruhe ein,
Mit N verursacht es uns Pein,
Mit F kann's unerträglich sein.

SCHACH-PROBLEM

Matt in drei Zügen



Kontrollstellung: Weiß: Kc8, Tb7, La3, Sh8 (4 Figuren). — Schwarz: Ke8, Tc2, Sd1, Bc3, h3, h6 (7 Figuren).

Friede auf Erden

Da die Hirten ihre Herde
Ließen und des Engels Worte
Trugen durch die niedre Pforte
Zu der Mutter und dem Kind,
Fuhr das himmlische Gesind
Fort im Sternenraum zu singen,
Fuhr der Himmel fort zu klingen:
„Friedel Friedel auf der Erde!“

Seit die Engel so geraten,
O wie viele blut'ge Taten
Hat der Streit auf wildem Pferde,
Der geharnischte, vollbracht!
In wie mancher heil'gen Nacht
Sang der Chor der Geister zingend,
Dringend, flehend, leis' verklagend:
„Friede, Friede . . . auf der Erde!“

Doch es ist ein ew'ger Glaube,
Daß der Schwache nicht zum Raube
Jeder frechen Mordgebärde
Werde fallen allezeit:
Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt in Mord und Grauen,
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde.

Mählich wird es sich gestalten,
Seines heil'gen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,
Und ein königlich Geschlecht
Wird erblühn mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
Friede, Friede, auf der Erde!

Conrad Ferdinand Meyer (1825—1898)

R Ä T S E L - A U F L Ö S U N G

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Pass, 4. Ar, 5. Epa, 6. Flit, 8. Rum, 10. Demokratie, 12. Co, 13. Ai, 15. Restaurant, 19. Ria, 20. Rose, 21. Lee, 23. He, 24. Tier. — Senkrecht: 1. Priorität, 2. Se, 3. Sprachrohr, 4. Alm, 6. Auto, 7. Fez, 9. mi, 10. Dior, 11. Etat, 13. Asil, 14. one, 16. er, 17. Ur, 18. Ase, 22. Ei.

Mal so, mal so: Sessel, Nessel, Fessel.

Schach-Problem: 1. Tb4!! dr., 2. Te4 matt. 1... The 2, 2. Tg4! und 3. Tg8 (bzw. Te4) matt (nicht 2. Tf4?, wegen Te7!). 1... Tce2, 2. Td4! und 3. Td8 (bzw. Te4) matt. In dem Bemühen, das beste zu tun, vertreten die Türme einander den Weg. 1... Sf2, 2. Tf4 und 3. Tf8 matt. 1... Ke7, 2. Tb6*! und 3. Te 6 matt. Für die Schmucklosigkeit der nur einzügigen Schlüsseldrohung entschädigen zwei hübsche Verführungen: 1. Tb6?, Tce2! (2. Td6, Ke7!), bzw. 1. Tb5?, The2! (2. Tf5, Te7!).

Wie sieht es bis jetzt mit den Prämien aus?

Im Nov. dieses Jahres ereigneten sich 51 meldepflichtige Betriebsunfälle. Im gleichen Zeitraum des Vorjahres wurden 31 Betriebsunfälle registriert. Bei einem Vergleich dieser Unfallzahlen ergab sich im Nov. dieses Jahres ein Zugang der Unfälle um rund 64 Prozent.

Gruppen Nr.	Betrieb	Meister	Prämienbetrag	Gruppen Nr.	Betrieb	Meister	Prämienbetrag*)
Hochofenbetrieb				Versuchsanstalt			
1	H	Brodtkuhn	70 65 60 55 50 45 0	71	MSW	Jansen	70 65 60 55 50 45
1a	H/S-Springer	Brodtkuhn	70 65 60 55 50 0	72	MSW	Büthe	65 60 55 50 45 0
2	H	Eidt	65 60 55 50 45 40 35 30	73	MES	Tooten	65 60 55 50 0
3	H	Jäger	65 60 55 50 45 40	74	MES	Pauly	70 65 60 0
4	H Möllerg.	Heinemann /	65 60 55 50 45 40 35 0	75	MES	Nowack	70 65 60 55 0 X
EO I	Kornik II / Sammet			76	MES	Matthäus	70 65 60 0
4a	H Möllerg.	Heinemann /	70 65 60 55 50 45 40 35 30	77	Bau S	Weiß	70 65 60 55 50 45 40 0 X
EO II	Kornik II / Sammet		25 20 18 0	78	Bau S	Klaassen	70 65 60 0
5	Möllerg.	Ludwig / Brodam	65 60 55 50 45 40 35 30	79	Bau S	Engelhard	65 60 55 50 0
6	H I	Bergs / Kornik I / Dieckmann	65 60 55 50 45 40 35 30 25	80	Bau S	Uding	65 60 55 0
			70 18 16 14 0	81	WDreh	Becker	60 55 50 0
7	H	Raders	65 60 0	82	Walzenfahr.	Hanzlik	65 60 55 0
8	H	Scholz	70 65 0 X X X X	Blechwalzwerkbetriebe			
9	H II	Jung / Henning / Klein	65 60 55 50 45 40 35 30 25 0	83	VA	SK, RK, Ab, Meta, Ph (einschl. Tarifangest. u. Monatslöhner)	65 60 55 50 45 40 35 30
10	HSch	Koppers	65 60 55 50 45 40 0	84	VA	MK, WP, Werkst., VA allg., Labor, Putzbetrieb (Tarifangest. u. Monatslöhner)	60 55 50 45 40 0
11	MEH	Nickels	65 0 X X X	85			
12	MEH	Lobüscher	65 0	Feineisenstraße			
13	ME Schwach	Althaus / Niebeling	60 0	113	W-Fein	Görlich	65 60 55 50 45 40 35 30 25
14	MHK	Heiermann	70 65 60 55 0	114			
15	MHK	Hofmann	60 55 50 45 0	115			
16	MHK	Lang II	60 55 50 0	116	Fein-Zur.	Bähner	70 65 60 55 50 45 40 35 30
17	MHR/MHW	Pauly	65 60 55 50 45 40 35 30 25	117	MSM-Fein	Kawaters	25 20 18 16 14 10 0
18	MHR	Nageldinger	70 18 0	118	MES-Fein	Stoll	20 65 60 55
19	MHR	Lang I	65 60 55 50 45 40 35 30 0 XXX	Zementwerk und sonstige			
20	MHR	Hans	65 60 0	119	ZST	Baß	65 60 55 50 45 40 35 30 0 X X
21	MDK	Seeger	60 55 50 0	120	Z		60 55 50 0
22	Bau H	Kleinblotekamp	70 65 0 X	121			
23	Bau H	Schwarze	65 60 55 0	122	Z	Fallböhrer	65 0
Stahl- und Walzwerkbetriebe				123	WA	Hesse/Schoen/Wirth	60 55 0 X
24	STh	Gneiser / Koopmann	70 65 60 55 50 45 40 35 30 25	124	WW	Home/Stübe	60 55 50 0
25	STh	Essing / Bethke / Fuchs	70 65 60 55 50 45 40 35 30 25	125	SoBe	Niederhoff	65 60 55 50 45 0
26	STh	Liesenfeld / Ader / Latsch	70 65 60 55 50 45 40 35 30	126	PAW	Nowak/Rongen/Johann	60 55 50 45 40
			25 0 X X X	127	Krb	Lohnempfänger, Monatslöhner	60 0
27	STh	Daniel	70 65 60 55 50 45 40 35 30 25	128	WV		60 0
28	STh	Kortz	70 65 60 55 50 45 40 35 30	129	WVG	Schenz	40 0
29	SSch	Bauditz	25 20 18	130	Vdr./AV/BW/Post	Lohnempfänger Monatslöhner	40 0
30	SM I	Hessel	70 65 60 55 50 45 40 0	130a	WG	Lohnempfänger, Monatslöhner	40 35 0
31	SM I	Brülls	70 65 60 55 50 45 40 0	130b	Hausmeistereien	HV/VO/EO/NO, Lohnempfänger, Monatslöhner	40 35 0 HV 40 35 0 WO
32	SM I	Teschke	70 65 60 55 50 45 40 0	131	WS	Heuser / Lohnempfäng., Monatslöhner	40 35 0
33	SM I	Reitzmann	70 65 60 55 50 45 40 0	132	WUm	Kerzel	40 0
34	SM I / SM II	Rothe / Meyer / Sachs	65 60 55 50 45	133	HLa		40 35 30 25 0
35	SM II	Scholl	70 65 60 55 50 0 X X				
36	SM II	Pubanz	70 65 60 55 50 0				
37	SM II	Stasyk	70 65 60 55 50 0				
38	SM II	Müller I	70 65 60 55 50 0 X X				
39	SM II	Müther	70 65 60 55 50 0				
39a	Pfannenhalle	Teuber	65 60 55 50 45 40				
40	SM II	Rump	70 65 60 55 50				
40a	SM II	Hoeren	70 65 60 55 50 45				
41	WBlock	Lorenz / Wächter / Wiedemann / Bethke / Pirkes/Nitka	65 60 55 50 45 40 35 30 25				
42			20 18 16 14				
43							
44	Konti	Bluhmki	65 60 55 0				
45	Konti	Künstler	65 60 55 0				
46	Konti	Köttelwisch	65 60 55 0				
46a	Kontistr.	Ruckriegel	65 60 0				
47	WStab	Erhardt / Goergen	65 60 55 50 45 40 35				
48	WStab	Neske	65 60 55 0 X				
49	WStab	Kösters	65 60 55 50 45 40 35				
50	WDraht	Knieß / Voßkübler	70 65 60 55 50 45 40 0				
51	WDraht	Kolodziej	70 65 60 55 50 45 40 0				
52	WDraht	Jansen	70 65 60 55 50 45 40 0 XXX				
53	WProf	Fengels	65 60 55 50 45 0				
54							
55	WRad	Ingensand	70 65 60 55 50 45 40 35 30				
56			25 20 0				
57	WZu	Hillenbrand / Schacht	65 60 55 50 45 40 0				
58	WZu	Schoenen / Aust	65 60 55 50 45 40 35 30 0				
59	WZu	Siempelkamp	65 60 55 50 0				
60	WZu	Pohl / Radzuweit / Heck	70 65 60 55 50 45 40 35 30				
			25 20 18 16 14 10 0 X X X X				
61	MS	Dey	70 65 60 55 50 0				
62	MS	Daus	70 65 60 55 50 45 40 35				
63	MS	Müller II	70 65 60 55 50 45 40 35 0				
64	MS	Momm	70 65 60 55 50 45 40 35 30 25				
65	MS	Günther	65 60 55 50 45				
66	MS	Dresenkamp	70 65 60 55 50 45 0				
67	MS	Dauben	70 65 60 55 50 45 40 35 30				
68	MS	Hüttermann	70 65 60 55				
69	MS	Kreber	70 65 60 55 50 45 40 35				
70	MSW	Geitler / Beumer	65 60 55 50 45 40 35 30 25				
			20 18 16 14 0				

*) Die Kreuzchen stellen Unfälle dar, die sich über die Zahl der Unfall-Vorgabe hinaus ereigneten.

Gruppen Nr.	Betrieb	Meister	Prämienbetrag	Gruppen Nr.	Betrieb	Meister	Prämienbetrag
Abt. Verkehr				Werk Gelsenkirchen			
134	VK	Bahnbez. Süd: Drießen	70 45 40 55 50 45 40 35 30 25 22 20 18 16 14 12 10 0	In Gelsenkirchen sind die Unfälle im Monat Nov. (11 Betr.-Unf.) gegenüber dem gleichen Monat im Vorjahr um 85% angestiegen.			
135	VK	Bahnbez. Mitte: Felt	70 45 40 55 50 45 40 35 30 27 25 22 20 18 16 14 12 10 0				
136	VK	Bahnbez. Nord: Schröder	70 45 40 55 50 45 40 35 30 25 20 18 16 0				
137	Lokschuppen	Ebertz	60 55 50 0				
138	Ebw	Lambertz/Tewes/ Schaffeld	60 55 50 45 40 35 30 25 20 18 16 14 12 10 0				
139	TWD	Hicking	65 60 55 0				
140	Bahn- meisterei	Knöbel/Ferdenhert/ Samboll/Vogelsang	60 55 50 45 40 35 30 25 20 0				
141	VK	Südhafen Walsum	60 55 50 45 40 35 30 0				
142	AS-Helfer		70 0				
143	Boten		40 25 0				
144				+ Walzwerk Sander			
145							
146							
147	Dolomitbr. Lüntenbeck		65 60 55 0				
Verwaltung und Betriebsbüros							
14a	Kfm. Angest.	BAb, Stat., SV, AB	20 0	2	E-Zug	Führer	90 85 80 75 70 65 60 55 50 47 45 43 40 37 35 33 30 27 25 23 20 17 15 13 0 X X X X X X X X X X
149	"	EM, ER, Vfr., GB, RO, FI, RP, RA	20 15 0	3	St-Zug	Müchler	90 85 80 75 70 67 65 63 60 57 55 53 50 47 45 35 0
150	"	ADS, KDS, V, VAB	20 0	4	M-Zug	Hornung	90 85 80 75 70 67 65 63 60 57 55 53 50 40 30 0
151	"	PAr, PA, AV, Krb., Lo, Fspr., Post	20 0	5	Sellerel	Krissel	90 85 80 77 75 73 70 67 65 63 60 50 40 30 0
152	"	Pr, KK, Lab, HLa, WE, LA	20 0	6	Verzink.	Boost	70 65 60 55 50 45 40 37 35 33 30 27 0
153	"	WV, SoL, SoBe, Arzt, SoBü, AS, PAW	20 0	7	Mech. W.	Koch	60 55 53 50 47 45 43 40 30 0
153a	Betr.-Angest.	WV, AS, PAW	30 0	8	Härt. I-III	Zimmermann	60 50 40 35 30 25 20 0 50 45 40 35 30 25 20 0
154	Kfm. Angest.	WA, Bau, MTB	20 0	9	Stacheld. und SN	Hof	50 45 40 35 30 25 20 0
154a	Betr.-Angest.	WA, Bau, MTB	30 0	10	Kww. u. Spf.	Nicolussi	50 45 40 35 30 25 20 0
155	Kfm. Angest.	H, MDK, MHK, MEH, MHW/MHR	20 0	11	El. W.	Griebling	40 35 30 25 20 0
155a	Betr.-Angest.	H, MDK, MHK, MEH, MHW/MHR	30 0	12	Platz u. Bahn	Echterbruch	40 35 30 25 0
156	Kfm. Angest.	St. u. W, MES, MSW, Bws, Z	20 0	13	Baustahl	Gonschorowski	35 30 25 20 0
156a	Betr.-Angest.	St. u. W, SB, MES, MSW, Bws, Z	30 0	14	Kettenf.	Kröschel	35 25 20 0
157	Kfm. Angest.	BI, MBI, MEBI, WW	20 0	15	Bz, Gl, Wä	Dzudzek, Jonick, VA	35 25 20 0
157a	Betr.-Angest.	BI, MBI, MEBI, WW	30 0	16	Stangenricht.	Fox, Heid, VA	35 25 20 0 X
158	Kfm. Angest.	Abt. VK, HW	20 0	17	Stiftel.	Czyganowski	35 25 20 0
158a	Betr.-Angest.	Abt. VK, HW	30 25 20 0	18	E-Lg.	Ebert, VA	35 25 20 0
159		Kaufm. Lehrlinge	20 0	19	Ölhärt.	Gehrmann	35 25 20 0
				20	Baub.	Hollenbach	35 25 20 0
				21	Lehrwerkst.	Junga	30 20 10 0
				22	Fahrbetr.	Mandel, VA	30 20 10 0
				23	St-Lg.	Steins, VA	30 20 0
				24	Schrein.	Kleff	30 20 0
				25	BbD, BbS, Mst. St., AV, BW		25 0
				26	Walzendr.	Eichholz, VA	25 0
				27	WS u. Fix.	Wohlgemuth	20 0
				28	Allg. B.	Mrotzek, HM	20 0
				29	Ma	Hugemeier, A. L.	20 0
				30	So	Bredlau, A. L.	20 0
				31	Labor	Barzik, L. L.	20 0
				32	Tar. Ang.	—	20 0

Ohne Schutzhelm kein Weihnachten!

Am 29. Nov. 1957 war der Kellerarbeiter Karl-Heinz Spreckelmeyer im Keller des Thomasstahlwerks mit Aufräumungsarbeiten beschäftigt, als plötzlich ein rund vier Kilogramm schwerer Schlackenbrocken aus zwanzig Meter Höhe herabfiel. Der Kollege Spreckelmeyer trug, wie an jedem Tag, auch am 29. Nov. seinen Schutzhelm. Diese Umsicht bewahrte ihn vor einer schweren Kopfverletzung. Haargenau traf der Schlackenbrocken seinen Helm, rutschte dann ab und verletzte Sp. noch geringfügig am Arm. Ohne Schutzhelm wäre es fraglich gewesen, ob Kollege Spreckelmeyer das Weihnachtsfest im Kreis seiner Angehörigen hätte feiern können.

Ho.

WALTER RILLA
Ohnmacht
des
Herzens

EIN
ZIMMER
IN
PARIS

DER FALL

OLYMPISCHE SPIELE 1936

JOHAN FALKBERGET
Johannes

Patrick White
Zur Ruhe kam
am Baum
des Lebens
die

Bücher zum Fest

Somerset
Maugham
Triumph
der Liebe

Der Geliebte
der großen
Barin

Lebendiges
Europa

TEST FLUG

HAN SUYIN
Der Wind
ist mein
Kleid

Das Meer

Walter Rilla: Ohnmacht des Herzens. Kindler Verlag, München. 385 S.

Walter Rilla, Schauspieler in der Blütezeit des deutschen Films, der nach 1933 nach England in die Emigration ging, legt nach „Saat der Zeit“ einen neuen Roman vor, den man nicht nur als Frauenroman großen Stils, sondern — was mehr ist — als literarisches Kunstwerk bezeichnen darf. Mit viel gutem Geschmack, Geist und Herz beschreibt Rilla hier die Geschichte eines Hochschullehrers an einer englischen Universität, dem eines Tages die Liebe mit einer dynamischen Gewalt widerfährt — fast an der Schwelle des Alters, nach langer Einsamkeit.

Peggy Mann: Ein Zimmer in Paris. Verlag Carl Schünemann, Bremen. 360 S.

Junge Amerikaner in Montmartre sind die Figuren dieses flotten Unterhaltungsromans. Die jungen Männer, die sich für angehende Picassos halten, amüsieren sich auf Kosten ihres Kriegsstipendiums zwei Jahre in Pariser Ateliers mit den dazugehörigen Modellen. Die jungen Damen sind Angestellte einer amerikanischen Dienststelle. Und schließlich benehmen sie sich unter den Bohemiens der Seine, wie sie sich daheim in New Jersey nie benommen hätten. In diesem herzhaften und grundehrlichen Buch kommt vieles zu Wort, was die Jugend nach dem zweiten Weltkrieg erfüllt und bedrängt.

Albert Camus: Der Fall. Rowohlt-Verlag, Hamburg. 156 S.

Der Verfasser, Inhaber des diesjährigen Friedens-Nobelpreises für Literatur, hält sich und der Menschheit hier einen Spiegel vor, aus dem Egoismus als Triebfeder vielen Handelns abzulesen ist. Camus zeigt uns auf, wie einsam wir allesamt sind, weil jeder seine eigene Sprache spricht und den Nebenmenschen nicht mehr zu verstehen vermag. Das vorliegende Buch ist der monologische Lebensbericht eines Mannes unserer Zeit, eine glänzende und geschliffene dargestellte Gewissensforschung, in die sich der Leser mit ungewöhnlicher Spannung einbezogen fühlt.

Olympische Spiele 1936. — Erschienen im Copress-Verlag, München. Herausgegeben von Harald Lechtenperg, 384 Seiten, 340 Fotos und drei Farbfotografen.

Alles, was wir im vorigen Jahr am Rundfunk voller Spannung miterlebten und Tag für Tag in der Presse verfolgten, wird wieder aktuelle Wirklichkeit. Wir lesen von den rasenden Schußfahrten des dreifachen Olympiasiegers Toni Sailer über die gefährlich vereisten Pisten von Cortina, bängen um Hans Günter Winkler, der in Stockholm trotz Verletzung der deutschen Equipe die Goldmedaille sichert, und verfolgen den atemberaubenden Takt der „russischen Laufmaschine“ Wladimir Kuz im sonnendurchfluteten Olympiastadion von Melbourne. Aber nicht nur das, auch manche Ereignisse „am Rande“ des olympischen Geschehens werden wiedergegeben.

Johan Falkberget: Johannes. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. 421 S.

Falkberget ist ein berufener Kenner der Geschichte seiner norwegischen Heimat. In „Johannes“ kämpfen sich zwei Menschen in harter Arbeit durch die Nacht der Not in ein besseres Morgen für ihr gedrücktes Land. Johannes Radmacher, der aus dem sächsischen Freiberg zugewanderte Schmelzmeister der Hütte im Gaulatal, und seine Frau Ann-Magritt, die ehemalige Ochsenfahrerin, werden durch ihr Vorbild der Tat zu Lichtträgern und Nothelfern für ihre stumpf dahinvegetierenden Leidensgenossen. Das Buch beschreibt mit dichterischer Kraft, was in der Dämmerung der Vergangenheit verloren schien und schildert in realistisch herben Szenen die krisenschweren Zeiten des siebzehnten Jahrhunderts.

Patrick White: Zur Ruhe kam der Baum des Menschen nie. Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln. 354 S.

Ein von Annemarie und Heinrich Böll meisterhaft aus dem Amerikanischen übersetztes Buch, das den Lebensweg von Stan und Amy Parker auf ihrem kleinen bäuerlichen Anwesen im australischen Busch schildert. Stan hat als junger Mann um die Jahrhundertwende selbst den Platz gerodet und damit einen ganzen Strich australischen Buschlandes für die Besiedlung eröffnet. Aber die Kinder entwachsen dem Werk der Eltern. Erst der Enkel nimmt das Erbe des Großvaters auf, zwar nicht auf das irdische, das schon verkauft wird, sondern das menschliche. „So war das Ende doch kein Ende, es war ein neuer Anfang“.

Somerset Maugham: Triumph der Liebe. Alfred Scherz Verlag, Zürich. 302 S.

Um 1900, in seinen Jugendjahren also, schrieb der große englische Romancier diesen beachtenswerten Liebesroman. Vielleicht muß man noch sagen, daß wir Heutigen dieses Buch wahrscheinlich mit besserem Verstehen lesen als die Zeitgenossen des jungen Maugham. Voller Hingabe schildert er die bis an Selbstaufopferung grenzende Liebe einer intelligenten und schönen Gutsherrin zu einem jungen Pächter, einem ebenso frivolen wie vitalen Naturburschen, der sich bei einer Fuchsjagd schließlich das Genick bricht: „Endlich befreit!“ — damit endet der Roman.

Sergiusz Piasecki: Der Geliebte der großen Barin. Verlag Kiepenheuer u. Witsch, Köln. 414 S.

Im Zuchthaus, wo er eine Strafe wegen Schmuggels und Raubes absaß, schrieb der Pole Piasecki dieses aufsehenerregende Buch, das rasch nach seinem Erscheinen im Jahre 1938 weit über Polen hinaus zu einem Welterfolg wurde. Es ist das Buch eines Schmugglerlebens an der polnisch-sowjetischen Grenze. Was der Schmuggler Wladek erzählt, ist so realistisch und verwegend, daß es den Leser geradezu zu fesseln vermag. In seiner Art ist Piaseckis grandiose Erzählung ein in seiner Art einmaliges Dokument, aus dem z. B. der polnische Grenzdienst alle Methoden, Mittel und Wege der Schmuggler an der ostpolnischen Grenze erlernte.

Anton Zischka: Lebendiges Europa. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. 288 S.

Auch in diesem Buch verbindet Zischka fleißige und gründliche Materialsammlung mit der Kunst anschaulicher und interessanter Darstellung. Zischka widerspricht der Auffassung, daß unser Europa nur noch Niemandsland ist, auf dem zwei außereuropäische Großmächte ihren Kampf um die Weltherrschaft austragen. Der Leser, der sich über die Grundlagen informieren will, besonders über die wirtschaftlichen Grundlagen, aus denen Europa zu einer dritten Kraft werden kann, kommt auf seine Kosten.

David Beaty: Testflug. Wolfgang Krüger Verlag, Hamburg. 356 S.

Der Pilot und Schriftsteller David Beaty erzählt in der heute so beliebten tech-

nischen Fachsprache eine Geschichte, von der man sonst kaum annehmen sollte, daß sie Stoff für einen ganzen Roman zu liefern vermag. Von außen spielt nichts herein, kein Verbrechen, keine Liebe. Und doch ist aus dem Probestück einer Verkehrsmaschine über den Atlantik und zurück ein überaus spannendes Buch geworden, welches Leben und Arbeit in unserer Zeit schildert. Sachlich und kompromißlos, packend bis in die letzte Phase, wirken die Schilderungen des Fluges, des Wetters und der Gefahren.

Han Suyin: Der Wind ist mein Kleid. Verlag Helmut Kossodo, Genf und Frankfurt a. M. 350 S.

Wer kennt nicht Han Suyins „Alle Herrlichkeiten auf Erden“, das durch Jennifer Jones und William Holden auch zu filmischem Ruhm kam. Ähnlich ist es der Verfasserin, Tochter einer europäischen Mutter und eines chinesischen Vaters, auch hier gelungen, ein lebendiges Bild des heutigen Asien zu geben. Diesmal schildert sie den unbarmherzigen Dschungelkrieg in Malaya, den sie als Ärztin an einem malaisischen Krankenhaus erlebte. Han Suyin ist eine unparteiische Beobachterin. Ihre Fähigkeit, den asiatischen wie den westlichen Menschen zu verstehen, ermöglicht es ihr, uns die menschlichen Seiten nahezubringen.

Das Meer. Herausgegeben von Hans Leip. Kindler Verlag, München. 256 Großformatseiten mit vielen Fotos und Kunstdruckabbildungen.

Wer das Meer liebt, den salzig-herben Geschmack der Seeluft, wem Segelschiff-romantik und moderne Schiffsahrt etwas bedeuten, wer das große Erlebnis der See mit ihren Gefahren und Schönheiten zu schätzen weiß, dem wird diese Anthologie des Meeres eine helle Freude sein. Hans Leip, Dichter und Seefahrer aus Leidenschaft, vereinigte hierin die schönsten Zeugnisse aus der Literatur aller Zeiten, die von der Begegnung mit dem Meer künden. 96 ganzseitige, zum Teil vierfarbige Darstellungen aus der Malerei, Werke der Graphik sowie ausgewählte Fotos künden vom Meer und der Seefahrt. Meer: das bedeutet Leben und Erleben, Heimat und Fremde, Ringen mit Naturgewalten, friedliche Begegnung und kriegerische Auseinandersetzung, trennendes und verbindendes Element.



mit KURT CERNY



„Wie artig die Kinder sind, sie haben nur noch Augen für das neue Fernsehgerät.“



Früh übt sich . . .



„Die nehmen wir, da gibt's auch keinen Streit um die Gänsekeulen.“



„Ach du liebe Zeit, Knickrigs haben immer noch keinen Christbaumständer!“



Ohne Worte.



„Da haben wir die Bescherung! Du mußttest ja unbedingt einen Sputnik für Fritzchen kaufen.“